

Christen und Türken.

Ein Skizzenbuch

von der Save bis zum Eisernen Thor.

Von

Siegfried Kapper.

Zweiter Theil.

Leipzig:

J. A. Brockhaus.

1854.

Christen und Türken.

Ein Buch

von der Schrift des Herrn Dr.

Christen und Türken.

Siegfried Rappert.

Zweiter Theil.



Leipzig:

J. A. O. Neumann, Neudamm-Str. 11.

1854.

Christen und Söhne

Christen und Türken.

Ein Skizzenbuch

von der Save bis zum Eisernen Thor.

Von

Siegfried Kapper.

Zweiter Theil.



Leipzig:

J. A. Brockhaus.

1854.

Inhalt des zweiten Theils.

	Seite
XII.	
Die Schifffahrt auf der Save. — Scenerie mit Reflexion. — Ein Jungbosnier. — Wien und das Südflaventhum. — Die Rajah und die Ereignisse. — Die Christenemancipation. — Das europäische Dilemma.....	1
XIII.	
Phyftognomie der Kajüte eines Savedampfers. — So viel Köpfe, fo viel Meinungen; auch Theilungsprojecte. — Allah ift groß, fein Wille gefchehe!	35
XIV.	
Semlin. — Alte Freunde.....	50
XV.	
„Schloß“ N. . . — Eine fchöne Slavonierin, nebst Betrachtungen über Tracht und Mode. — Empfang, auch Paprika und Kukuruz. — Ein Glücklicher ohne Hände und Füße. — Die zweite Frau, der Schatten der erften. — Panta der Kopfabfchneider. — Die heiligen drei Könige aus dem Syr-	

	Seite
mierlande. — Der „Haus herr“ und sein Regi- ment. — Wein und Wasser, ein edler Zweifampf.	68

XVI.

Im Garten von N... — Panta als Rhapsode. — Ein Rundlied und andere.....	113
--	-----

XVII.

Von Semlin abwärts. — Donau = Scenerie. — Die Poesie der Südflaven. — Die Heiligen vergöt- tert. — Die Wila. — Die Helden des Unter- gangs. — Parallelen.....	149
--	-----

XVIII.

Eine Gestalt, die das ganze Volk ist. — Poetisches und Schauerhaftes. — Die Poesie und die Be- deutung der Familie.....	191
---	-----

XIX.

Dunkle Seiten und ihre Veranlassung. — Das Hai- dukenthum. — Das Eschetenthum. — Daniel von Montenegro.....	220
---	-----

XX.

Orfowa. — Non plus ultra. — Vorläufiger Ab- schluß.....	244
--	-----

XII.

Die Schifffahrt auf der Save. — Scenerie mit Reflexion. —
Ein Jungbošnjier. — Wien und das Südslaventhum. —
Die Rajah und die Ereignisse. — Die Christenemancipa-
tion. — Das europäische Dilemma.

Von unserm Freunde, in dessen Behausung wir die Nacht zugebracht, und der uns am folgenden Morgen aus der Festung und an das Ufer der Save begleitet, nehmen wir den herzlichsten Abschied, indem wir ihm alles erdenkliche Glück unter der Fahne wünschen, der er nunmehr zugeschworen.

Ein Kahn, der am Ufer bereit steht, geführt von vier kräftigen Bosniakenarmen, schafft uns ans gegenseitige Ufer, und so befinden wir

uns denn wieder auf österreichischem, oder wie die Türken drüben sagen, auf deutschem Boden.

Es ist in der Nähe der österreichischen Grenzfestung Gradiška, wo wir landen, an derselben Stelle, an welcher das von Sissek herabkommende Savedampfsboot anzulegen und im Vorüberfahren Frachten und Reisende aufzunehmen pflegt.

Wir kamen eben zur rechten Zeit. Das Signal, welches die Ankunft des Dampfers anzeigt, ist bereits aufgehißt, über den Baumgipfeln stromaufwärts werden die dem Schlot entsteigenden Rauchwolken sichtbar.

Noch eine kleine Viertelstunde, und das Boot hat sich geschwenkt, hat Frachten und Leute abgesetzt und wieder eingenommen — ein Glockenzeichen, und weiter rauscht es stromabwärts.

Die Savedampfschiffahrt, ein Seitenzweig der großen Unternehmung der Donaudampfschiffahrt, bietet schon jetzt dem ganzen Ländergebiete zu beiden Seiten dieses Flusses, von Sissek angefangen bis Belgrad, wo er in die Donau mündet, außerordentliche Vortheile, und ist für

die Zukunft dieser Länder von unberechenbarer Bedeutung. Bei dem völligen Abgang eines zweckmäßigen Straßensystems auf türkischer und bei dem unvollkommenen Straßenwesen auf österreichischer Seite ist sie fürs erste in diesem Augenblicke das einzige bequeme, sichere, billige und schnelle Verkehrsmittel zwischen Kroatien, Slavonien und der Militärgrenze einerseits, Bosnien und Serbien andererseits, sowie auch zwischen allen diesen Ländern untereinander. Es gibt weder für Waaren noch für Menschen im ganzen Umfange dieses ziemlich ausgedehnten Ländergebiets eine praktischere Communication, als eben diese. Noch weit wichtiger aber wird die Bedeutung dieser Schiffahrtslinie durch die Ausdehnung ihres Verkehrs nach Westen sowohl als nach Osten. In ersterer Richtung wird dieser Verkehr durch die Kulpa vermittelt, auf welcher die Frachten bis Karlstadt gebracht werden, um von da aus auf der trefflichen Luisenstraße über den Karst nach Fiume ans Meer zu gelangen. Im Osten schließt sich die Save Schiffahrt an jene der Donau an, und vermag ihre Ladungen auf diesem Wege durch die gesammten Donau-

länder bis nach Konstantinopel zu verfrachten. Ist nun einmal ein Eisenbahnzug zwischen Karlsstadt und der nach Triest führenden Südbahn hergestellt, so sind Kroatien, Slavonien, Bosnien und Serbien mit dem Osten sowol als dem Westen in lebhaften Verkehr getreten und liegen nicht mehr irgendwo abseits in Europa, sondern an einer Weltstraße. Daß sich Rußland an dieser Weltstraße gern festsetzen, daß es seine Schlagbäume gern soweit möglich stromaufwärts rücken möchte, und wäre es auch nur bis ans Eiserne Thor, glauben wir ihm gern. Alle Freundschaft, die es für Oestreich hegt, würde dann nicht hindern, daß es der Ausdehnung der Industrie- und Handelsinteressen dieses Reiches nach Osten den empfindlichsten Streich verseze. Der Industrie Oestreichs den Weg nach den Donauländern und nach dem Oriente abzuschneiden, um diesen die Experimente seines eigenen kostspieligen Fabrikwesens aufzubürden — wer wollte es dann daran hindern?

Doch hoffen wir, daß es soweit nicht erst komme, und vergönnen wir uns, so lange das Häuflein weißer Wolken, das sich drüben über

den Gipfeln der bosnischen Waldgebirge anzusammeln beginnt, nicht drohender angewachsen und herangerückt, eine nähere Betrachtung des Panoramas, durch welches mittendurch uns der rauschende Flug des Bootes dahinträgt!

Ein Panorama! Doch nur ein Panorama mit dem vorherrschenden Eindruck von Einsamkeit, ja selbst von Dede! Das linke Ufer von Sissek bis gegen Mitrowitz hinab nichts als eine endlose Fläche, die, nur an einzelnen Stellen etwas mehr abschüssig, nur an wenigen steil, den Strom meist dünenartig begrenzt. Kein Baum, kein Strauch, kein Gebüsch, noch weniger ein Wald. Nichts als grünes Sumpfland, unterbrochen von wenig Saatzfeldern und etwas Schilf. Zuweilen nur lugen hier und da in langer Linie die armseligen Dächer eines Militärgrenzdorfes, oder hinter einem grasbewachsenen Erdwall die wenigen Gebäude einer gegen die Türken gerüsteten Grenzveste hervor, um den Blick, nachdem sie ihm einen Moment zum Ruhepunkt gedient, wieder stundenlang über die leere Dede hinschweifen zu lassen, ehe er am geradlinigen Horizont wieder ein paar dunkle

Punkte entdeckt, die ihn eine menschliche Wohnung ahnen lassen. Fiele der Blick nicht von Strecke zu Strecke auf ein Wachtthaus, das oft nur auf vier Holzpfehlen sich mitten aus dem Sumpfe erhebt, und von dessen Galerie das Bajonnet des Grenzers im Sonnenschein herüberfunkelt, man könnte manchmal meinen, am Rande der Wüste hinzufahren.

Wie ganz anders finden wir es drüben am rechten Ufer! Hier reichen die Eichenwälder Bosniens bis hart an den Strom heran, und tauchen, indes sich ihr dichtbelaubtes Geäst in der Wassertiefe abspiegelt, die phantastischen Geflechte ihrer uralten Wurzeln in die Flut hinab. Nur an einzelnen Strecken, wo die alten Stämme für den Schiffbau ausgehauen oder zu Kohlen niedergebrannt wurden, lichten sich diese Wälder zu wildverwachsenen Einsamkeiten, aus denen hier und da ein von Art und Flamme verschont gebliebener Baumstamm einzeln emporragt. Selten zeugt ein ausgedehntes Stück Schilfland von zu Grunde liegendem Sumpfe, noch seltener eine Rauchsäule von menschlicher Behausung; höchstens hier und da die Schilfhütte eines Hirten

oder Schiffers, ein an einen Baumzweig sicher gebundener Kahn. Und hinter dem Allen in näherer oder weiterer Ferne die blauenden Hochgebirge, der liederreiche Sitz der Haiduken.

Dieser Charakter der Uferlandschaft ist kein vorübergehender. Von hier angefangen bis weit im Osten an jener Stelle, wo sich die Donau bei ihrer Einmündung in den Pontus in ein vielfach verschlungenes Netz von Armen zertheilt, bleibt er ein und derselbe. Mit Ausnahme der Strecke von Mitrowitz bis zur Einmündung der Save in die Donau, auf welcher die syrmischen Gebirge mit ihren fruchtbaren Abhängen den Strom begrenzen, und jener des südöstlichen Banates, wo sich die Donau zwischen den malarischen Partien der südlichen Karpathen hindurchbewegt, bieten die linken Ufer überall den Anblick der hügellosen sumpfigen Fläche, die rechten das Bild berg- und waldreicher Landschaft.

Und seltsam! Wenn auch ursprünglich Söhne eines und desselben slavischen Stammes, die noch immer eine und dieselbe Sprache sprechen, der höchstens eine kleine Verschiedenheit des Dialekts,

hier und da einen etwas andern Ausdruck aufprägt, sind doch die Anwohner beider Ufer, wie durch den Strom in ihren Wohnsitzen, so durch Geschichte und Geschick in ihren Sitten und in ihrem ganzen Wesen verschieden.

Die Väter beider haben gegen die rothe Fahne der Eroberer des Ostens zu Felde gestanden; die besten Helden beider haben bis auf den letzten Mann das Kreuz und mit diesem das Interesse der gesammten europäischen Cultur und Christenheit gegen die Sultane der Osmanen vertheidigt; nur daß die hinter den Wäldern des rechten Ufers drüben das Joch des Siegers als besiegte Rajah bereits im fünften Jahrhunderte tragen, die auf den Ebenen des linken Ufers es nach blutigen Kämpfen wieder abschüttelten; jene um sich bald darauf in bedrückende Negaten und zwiefach bedrückte Glaubensstreue zu zerklüften, diese, um die Waffe nicht wieder aus den Händen zu legen, sondern als eine ununterbrochene Kette kriegerisch gerüsteter Grenzwächter der Pest und dem Islam den Uebertritt zu verwehren.

Unwillkürlich drängt es uns, indem wir die-

sen Scheidestrom hinabgleiten, der merkwürdigen Geschiehe des ausgedehnten Stammes der Südflaven zu gedenken; denn nicht leicht dürfte die Geschichte ein zweites Beispiel so tiefgreifender Zerklüftung aufzuweisen haben. Zuerst durch die Kirche; das Christenthum des Ostens sagt sich vom Christenthum des Westens, Byzanz von Rom los. Der Stamm der Südflaven, gerade zwischen ihnen gelegen, kann weder dahin noch dorthin ganz halten; er zerfällt, rein der geographischen Lage nach, folglich dem Princip der Opportunität folgend, in zwei große Gruppen, von denen die eine im Osten orthodox bleibt, die andere im Westen katholisch wird; die eine den Patriarchen von Konstantinopel als das rechtmäßige Haupt der Christenheit, die andere den Papst in Rom als den rechtmäßigen Nachfolger und Erben Petri anerkannt; der erste und unstrittig nachhaltigste Bruch ist geschehen.

Nun kommt das Schwert der Osmanen. Nur mit Mühe gelingt es, die stiegenden Horden von den Pforten Deutschlands über die Donau und Save zurückzudrängen, und ihrer Herrschaft diese Ströme als Grenzen zu setzen. Die diesseits Woh-

nenden bleiben, wenn auch bereits untereinander in Katholiken und Orthodoren zerfallen, dem Kreuze und ihren historischen Erinnerungen treu, während die jenseits, dem Brennußschwert ihrer Ueberwinder gegenüber, nur die Wahl behalten zwischen dem traurigen Loose christlichen Sclaventhums und dem durch das Opfer der Glaubensabschwörung zu erkaufenden islamitischen Herrenthums. Nicht alle vermögen den Verlockungen dieses letztern zu widerstehen. Eine neue Zerklüftung findet statt. Ein Theil zieht es vor, allen Rechten und allen Ansprüchen zu entsagen, um das Joch der Rajah auf sich zu nehmen, ein anderer verleugnet das Kreuz sowol als seine historische Vergangenheit und wird mohammedanisch.

So sehen wir denn die Ufer der Save und Donau heutzutage von den buntesten Bruchtheilen eines ursprünglich einheitlichen Völkerstammes bewohnt, und einzelne derselben einander sogar mehr minder feindlich gegenüberstehen.

Da haben wir am linken Ufer der Save Katholiken gemischt mit Orthodoren, theils unter östreichisch bürgerlicher Staatsverwaltung,

theils in der Ausnahmestellung des Militärgrenzsystems. In den Gegenden an der obern Save herrscht der Katholicismus, an der untern Save die orthodoxe Lehre vor. Am rechten Ufer der Save finden wir die Bevölkerung Bosniens in Katholiken und Mohammedaner getheilt, die erstern sich dem katholischen Dalmatien anschließend, die letztern, ihres christlichen Ursprungs längst vergessend, zu den treuesten Anhängern der Pforte zählend.

Nur ein kleiner Theil der alten südslavischen Bevölkerung, unzugänglich in seinen Gebirgen dem Schwerte der Eroberer sowol als politischen Einflüssen, hat sich bis auf den heutigen Tag orthodox erhalten — die Montenegriner.

Weiter abwärts am rechten Saveufer, in Serbien, finden wir wieder die orthodoxe Lehre, und eingefeilt zwischen zwei streng türkisch regierte Provinzen, einen heranblühenden unabhängigen Staat, der sich für berufen hält in Rivalisirung mit Griechenland der Krystallisationspunkt eines orthodoxen Südreiches zu werden.

Verfolgen wir den Verlauf der Donau, so haben wir am rechten Ufer wieder die orthodoxe,

Lehre unter der Herrschaft des Islams — das fleißige aber arme Volk der Bulgaren; am linken die vom Islam geräumte Walachei und Moldau, bewohnt von romanisirten Slaven, die jedesmaligen Sündenböcke der russischen Politik, christliches Paschathum neben Bojarenwirthschaft, barbarischen Luxus neben barbarischer Verthierung, kurz — vielleicht die unglücklichsten und beklagenswerthesten Landstriche von ganz Europa.

Welche Zukunft dieser so merkwürdig zerklüftete Stamm entgegengehe — wer mag das im Vornherein berechnen wollen? Die Sympathien der verschiedenen Theile divergiren zu mannichfaltig, nach Osten, nach Westen, nach Norden und selbst nach Süden hin; nach Osten mit dem Islam, nach Westen mit Rom, nach Norden mit Rußland, nach Süden mit Griechenland! —

Die Gestalt eines schlanken, kräftig gebauten jungen Mannes, der nicht weit von uns seit längerer Zeit am Schiffsgeländer lehnt, und dessen Auge ebenfalls mit mehr als gedankenloser Betrachtung die Gegend zu durchirren scheint, zieht endlich unsere Aufmerksamkeit auf sich.

Der junge Mann, wiewol ein Ernst in seinem Wesen liegt, der uns veranlassen möchte, ihn für älter zu halten, kann doch nicht viel über die Mitte der zwanziger Jahre hinaus sein. Sein ganzes Aussehen sowie sein Anzug hält eine gewisse Mitte zwischen Europäischem und Orientalischem. Ein Fehs mit einer reichen blauen Quaste sitzt ihm über einer Fülle schwarzen Lockenhaars, werth des Reides des untadelhaftesten Helden der pariser Salons. Sein Unteranzug besteht aus Weste und Beinkleidern nach europäischem Schnitte. Der Ueberrock und die Fußbekleidung, dann eine Art Leibchen, sind türkisch. Ein feiner, wohlgepflegter Schnurrbart im Verein mit einem Paar blitzender Kohlenaugen, geben den intelligenten leichtgebräunten Zügen einen Interesse erweckenden Ausdruck. An den Fingern funkeln kostbare Ringe. Von ebenfalls kostbarer Art scheint uns der Tschibuk, den der junge Mann raucht.

Täuscht uns unsere Kenntniß der Leute und des Landes nicht, so glauben wir in ihm einen Repräsentanten jener jungbosnischen Propaganda vermuthen zu dürfen, über die uns der politisirende Mehandschi in seiner Weise einige unzu-

sammenhängende Mittheilungen machte, und deren Bestand der Pforte durchaus nichts weniger als gleichgültig sein darf.

Eine Unterhaltung, die wir versuchen wollen mit ihm anzuknüpfen, wird uns bald belehren, ob wir uns in unserer Voraussetzung geirrt oder nicht!

Wir holen vom Wetter oder auch von der Landschaft aus. Das ist so auf Reisen das beste Mittel Jemandem näher zu rücken.

„Es ist die Gegend von Brod“, erwidert der junge Mann auf unsere Frage, in welcher Gegend wir uns beiläufig befänden. „Dort drüben hinter jenem Eichenstand das Blaue, ist das Wutschiaf-Gebirge, das andere die Zarewa-Gora! Hinter beiden liegt meine Heimat, die nesretna Bosna!“

Es ist ein bezeichnender Sprachgebrauch, daß die bosnischen Christen ihre Heimat eben nicht anders als nesretna, das unglückliche Bosnien, nennen.

„Ein gesegnetes, fruchtbares Land; wenn auch etwas öde an den Ufern, doch im Innern, wie man es schildert, voll der herrlichsten Höhen und Thäler . . .“

„Nicht für uns, Herr, nicht für die Rajah, das

dürft Ihr nie vergessen, wenn Ihr von Bosnien oder sonst einem Lande da drüben sprecht! Wir Rajah haben von all der Herrlichkeit eben nichts mehr, als daß wir sie mit anschauen dürfen. Und das müssen wir theuer genug bezahlen. Unser von dem Allen ist keine Spanne groß Landes. Wir sind das ärmste Volk auf Erden!“

Den Bosnier also hätten wir richtig erkannt. Daß wir uns aber auch in dem Kerne des jungen Mannes nicht irrten, das glauben wir ebenfalls bereits für gewiß annehmen zu können. Indes können wir uns nicht enthalten, seine letzte Aeußerung mit einem Blicke nach den funkelnden Ringen zu erwidern, die seine feingeformte Hand zieren.

Dies scheint ihm nicht zu entgehen.

„Nach mir dürft Ihr die Rajah nicht beurtheilen“, fährt er in gewählter bosnischer Ausdrucksweise fort. „Ich bin Kaufmann und habe mich seit meiner Kindheit viel in der Welt herumgetrieben. Der Kaufmann erwirbt, verliert, erwirbt wieder, und lernt es am Ende ertragen, daß er eben nichts Anderes sein nennt, als seine Waare und sein Geld. Aber die An-

dern! . . . Und eine Handvoll Waare und eine Handvoll Gold und ein funkelnder Fingerring, meint Ihr, das könne Einen vergessen machen, daß man mit alledem doch nicht viel besser ist als ein Hund? Gäbe es nicht für Unsereins den einen Trost wenigstens, daß man von Zeit zu Zeit aus diesem Lande der Knechtschaft hinauskommt in das freie Oestreich, nach Agram, nach Pest, nach Wien, und da wieder einmal Menschen sieht, an die kein Seraskier und kein Pascha ein Anrecht hat, Brüder Bulgaren, Serben, Herzegowiner und Montenegriner, mit denen man sich im fremden Lande über das Leiden der Heimat und über die Hoffnung, daß nun Dem bald ein Ende werden muß, besprechen kann, wahrhaftig, es lohnte sich nicht der Mühe, länger zu athmen!"

Wir können bei diesem Anlasse nicht umhin, die Bedeutung der Nachbarschaft Oestreichs, insbesondere aber Wiens, für die Einigung und Verständigung der Südslaven untereinander sowohl als mit den verwandten nordslavischen Stämmen hervorzuheben.

Wien ist der große Markt, von welchem die

Kaufleute fast aller südslavischen Gebiete ihren Waarenbedarf einholen. Bedeutende Handlungshäuser südslavischen Ursprungs haben sich da bleibend niedergelassen und bilden einen einflussreichen Mittelpunkt dieses Handels sowol, als auch mancher andern nationalen Interessen. Kaufleute aus allen Theilen Bosniens, Serbiens und Bulgariens kommen hier zusammen und finden da zahlreiche Stamm- und Glaubensverwandte aus Kroatien, Slavonien und der Wojwodina. Bei diesen sowol als bei ihren ansässigen Landsleuten finden sie die freundlichste Aufnahme, und kommen bald nicht nur mit ihnen, sondern auch mit Slaven anderer Gegenden in vertrauensvolle Beziehung. So erweitern sich ihre Anschauungen von Welt und Leben, von Geschichte und Politik, und ihr Zusammenhang mit der Welt und ihren Interessen gelangt ihnen zu Bewußtsein. Hat man seine Geschäfte abgethan, so erzählt man dies und jenes aus der Heimat, bespricht die Verhältnisse derselben und tauscht auf diese Weise mancherlei Gedanken und Ansichten über Gegenwart und Zukunft ein, für deren Verbreitung man, einmal heim-

gekehrt, ebenso dankbaren als fruchtbaren Boden findet. Aber auch für die südslavische Literatur ist Wien seit langen Jahrzehnden, und zwar eben infolge dieses Zusammenströmens von zahlreichen Repräsentanten aller Stämme, ein sehr thätiger Ausgangspunkt. Südslavische Gelehrte und Schriftsteller haben sich entweder bleibend hier niedergelassen oder doch ihre Schriften hierher zur Veröffentlichung gebracht. So bildete sich aus dem Mittelpunkte commercieller bald ein Mittelpunkt geistiger Interessen heraus, an denen sich zu betheiligen die aus allen Enden der südslavischen Welt Herbeiströmenden für eine heilige Sache des Patriotismus hielten. Man unterstützte, man pränumerirte reichlich. Die Herausgabe manchen sehr wichtigen und einflußreichen Werks ist durch solches gemeinsame Wirken ermöglicht, und das Werk selbst dadurch so zu sagen allen südslavischen Stämmen gleich werth geworden, und half, wenn es der heimkehrende Ergowaz seinen Landsleuten als das neueste gedruckte Werk mitgebracht, das angeknüpfte Band der Einigung und Verständigung stets enger und enger knüpfen. Dieser Einfluß

Wiens auf die Entwicklung des südslavischen Bewußtseins führte in seinem weitem Verfolge ein zahlreiches Zusammenströmen bildungsbegieriger junger Leute aus allen Theilen des östreichischen sowol als des türkischen Südslaventhums herbei. Man widmete sich hier mit einem Fleiß und Eifer, wie er wirklich nur aus dem Bestreben hervorzugehen pflegt, dereinst seinem Vaterlande nützlich zu werden, den verschiedensten Gebieten der Wissenschaften, ja selbst der Künste. Man vergaß aber darüber auch nicht der nationalen Interessen; man knüpfte Freundschaften und Verbindungen an, man war in der Ferne für die Heimat thätig, blieb, einmal dahin zurückgekehrt, mit seinen Freunden in fortwährender Verbindung, und brachte so die südslavischen Bestrebungen auf jenen Standpunkt fast allgemeiner Einigung und Verständigung, auf welchem wir ihnen heutzutage begegnen. —

Die wenig zurückhaltende Weise, in welcher der junge Bosnier keinen Anstand nimmt sich auszusprechen, bringt es von selbst mit sich, daß wir in ganz ungezwungener Weise bald auch auf die große Frage des Tages — die

Angelegenheiten des Orients — zu sprechen kommen.

Wir staunen nicht, den jungen Kaufmann über Alles, was seit dem Auftreten des Fürsten Menschikoff in Konstantinopel bis auf den heutigen Tag in der Sache vorgefallen, bis in die kleinsten Details bestunterrichtet zu finden. Von Interesse aber erscheint es uns, wenn er uns versichert, daß nicht nur er, sondern daß fast die ganze Rajah im Umfange Bosniens, wenigstens den Hauptsachen nach, über den Gang der Angelegenheit wohlunterrichtet sei. Zeitungen gebe es da gar keine oder doch nur sehr wenige. Nichtsdestoweniger erfahre Alles, was zu den Interessen und Wünschen der südslavischen Stämme in irgend einer Beziehung stehe, in kürzester Zeit die allgemeinste Verbreitung.

Diese Empfänglichkeit, diese Theilnahme für politisches Leben und politische Bewegung, von der bis vor wenigen Jahren unter dem geknechteten Volke noch keine Spur zu entdecken war, verdient durchaus alle Beachtung. So schwer das türkische Joch auf dem Nacken der Rajah lastete, so zahlreich und blutig auch die Erhe-

bungen gegen die unerträglichste aller Gewalt-herrschaften von jeher waren: so lange die Rajah nicht dachte, so lange sie sich nicht im Zusammenhange mit dem übrigen Europa fühlte, war sie nicht zu fürchten. Nun sie zuerst durch die Ereignisse in Griechenland, durch jene in Serbien und Montenegro, und endlich durch die Vorgänge der jüngsten Gegenwart geweckt ist; nun sie sieht, daß aller Welt an ihrem Geschiehe etwas liegt, gleichviel ob aus selbstischen oder blos humanistischen Gründen: nun dürfte sie kaum mehr in den Zustand früherer Lethargie zurückzubringen sein. Knirschte sie auch damals zuweilen und erhob die Faust, so that sie es wie der Sklave hinter dem Rücken seines Herrn; heute thut sie es, wie einst Spartacus mit den Seinen in Capua, offen und frei.

Was nun die Angelegenheit selbst betrifft, um deren Willen die Parteien eines Welttheils, wenn nicht geradezu alle in offener Feldschlacht, so doch mit bewaffnetem Worte einander im Kampfe gegenüberstehen, so ist der Standpunkt, von welchem aus wir sie von unserm bosnischen Reisegefährten beurtheilt sehen, allerdings ein

rein localer, rein auf das Interesse des nächsten Ichs beschränkter; insofern er uns aber die Wünsche und Bestrebungen einer sehr namhaften Masse der zunächst Betheiligten überblicken läßt, jedenfalls ein beachtenswerther.

Wie es mit der Rajah jetzt stehe, meint er, so könne es unmöglich länger bleiben. Geholfen müsse ihr werden. Von welcher Seite ihr Hülfe komme, das gelte ganz gleich, wenn nur überhaupt geholfen wird. Daß sich ihre Hoffnungen zunächst Rußland zuwandten, habe weniger in Glaubens- und Stammesverwandtschaft seinen Grund, als einfach darin, daß sich noch Niemand Anderer ihrer angenommen habe. Man wisse recht wohl, was man von Rußland zu erwarten habe; und namentlich in Bosnien und bei der katholischen Rajah sei es vor allem Andern Oestreich, wohin man von jeher sein Augenmerk gewandt. Allein Oestreich habe zwar mit den Türken viel Krieg geführt, am Ende aber stets wieder die eroberten Länder mitsammt der Rajah an das Regiment des Erbfeindes zurückgeliefert, aus dessen Joch es sie hatte befreien wollen oder doch sollen. Nicht so sei es

mit Rußland. Wo immer noch Rußland die Hand im Spiele hatte, sei es für die Türken nie wieder auf den alten Stand zurückgekommen. So bei den Walachen, den Moldauern, den Serben, den Griechen. Freilich wären alle diese dafür aus Einer Kette in zwei gerathen, oder eigentlich in drei. Da wären nun Türke, Russe und noch ein Extrafürst Herr im Lande. So schlimm das aber nun sei, so sei doch wenigstens nicht der Türke allein Herr, und wie immer, etwas Recht und Ordnung gebe es doch im Lande.

„Was bleibt uns also übrig“, fährt er fort, „als, wenn auch nicht unser Heil, doch irgend eine Aenderung in unsern Zuständen von Rußland her zu erwarten? Es ist die einzige Macht, die, wenn wir uns auch nach nichts weniger sehnen, als unter ihrem Scepter zur christlichen Rajah zu werden, doch gegen unsern Feind zu Felde zieht, und daher unser Verbündeter ist. Wir müssen für den Augenblick zu Rußland halten, denn uns kann nur eine Revolution helfen, und Rußland macht jetzt Revolution für uns. Daß wir, wenn einmal die Pforte liegt, nicht

russisch werden, dafür wird Europa sorgen; daß wir, wenn wir es dennoch werden sollten, es nicht bleiben, das ist unsere Sorge.“

Das Programm der Rajah ginge also nach dem mit einfachen Worten darauf hinaus: die Türkei muß jedenfalls aufhören ein von den Türken beherrschtes Reich zu sein. Was an ihre Stelle tritt, das gilt vor der Hand gleich; seien es nun russische Provinzen oder abhängige Schattensfürstenthümer. Die Hauptsache ist, daß wir ein für alle mal aufhören türkisch zu sein. Einmal das erreicht, wird sich alles Andere dann von selbst geben, und die weitere Entwicklung der Zustände kann nicht verfehlen, unsere einzige natürliche und von uns wirklich angestrebte Zukunft zu verwirklichen: die staatliche Selbständigkeit des südlichen Slaventhums.

Von der Verheißung der Pforte, die Christen fortan mit den Mohammedanern in allen Rechten und Pflichten gleichhalten zu wollen, will unser Reisegefährte nichts wissen, und wir müssen gestehen, daß wir ihm in diesem Punkte vollkommen und unbedingt zur Seite treten. Eine Versöhnung zwischen dem türkischen und

christlichen Elemente ist von der einen wie von der andern Seite gleich unmöglich. Stillstand und Bewegung, Hemmnis und Streben, Wasser und Feuer, Verwesung und Leben können nie einen Bund eingehen. Und weil das die Türken ebenso gut einsehen als die Christen, so vermögen alle Garantien der Welt die letztern vor den erstern nicht sicher zu stellen, so lange diese die Herrscher sind. An Zusagen, so lange sie sich in Noth befinden, wird es nicht fehlen. Sind sie einmal außer Gefahr, dann kehrt Alles bald wieder ins alte Geleise zurück, oder doch möglichst nahe daran, und da man nicht wieder jedes einzelnen Falles wegen gleich einen Krieg anfangen kann, so wird es dann vor der Hand wieder eine Weile so bleiben. Und das ist es, was wieder die Rajah recht gut weiß. Was immer man daher von Deputationen und Ergebenheitsadressen der Rajah spricht, um ihre Sympathien für die Pfortenregierung darzuthun, es ist entweder völlig unwahr oder durch die Umstände erzwungen, und deshalb ebenso unwahr als alle Turkophilie, welche von gewissen Zeitungen und Persönlichkeiten zur Schau getra-

gen wird. Gab es noch irgend ernstliche Türkenfreunde, die vielfachen Einblicke in die türkische Misère, die vervielfältigte Berührung mit diesem moderdustigen Stamme, welche eben die Gegenwart mit sich bringt, muß sie beim besten Willen zu andern Ansichten führen.

Was die Mächte Frankreichs und Englands dazu bewege, unter solchen Verhältnissen auf die Seite der Pforte zu treten, das ist unserm bosnischen Reisegefährten ein Räthsel. Weil sie nicht augenblicklich Hand ans Werk legen, und dem „todten Manne“ den Garaus machen helfen, sieht er nicht, daß sie im Grunde dasselbe Ziel vor Augen haben, als er selbst, kein anderes vor Augen haben können; meint er, sie glauben wirklich an die Lebensfähigkeit des osmanischen Reiches, und es sei ihr Ernst, es zu erhalten. — Sollen wir versuchen, ihn zu überzeugen, daß dies nichts weniger als der Fall sei, daß der Widerspruch, in welchem das Vorgehen der europäischen Mächte zu dem Ziele steht, welches sie vor Augen haben, nur ein scheinbarer sei; daß sie in dem Dilemma, in welchem sich Europa befindet, nicht anders vor-

gehen können als sie vorgehen, wenn sie den Welttheil selbst nicht preisgeben wollen?

Europa hat nämlich nicht einen, sondern zwei große Feinde, die ihm in seiner Fortentwicklung hinderlich im Wege stehen, und die ihm, der Eine wie ein Keil im Fleische, der Andere wie ein Alp auf der Brust drücken: die Türkei und Rußland.

Europa, und namentlich das westliche, überfüllt wie es ist von geistiger und industrieller Entwicklung, von socialen und politischen Gährungsstoffen, bedarf vor allem Andern des Raumes, um diesen in ihm aufgehäuften Elementen eine Ausdehnung zu ermöglichen und sich der überschüssigen und Gefahr drohenden Spannkraft derselben zu entledigen. Es muß Länder haben, wohin sich seine unbenutzten geistigen Kräfte wenden, um einen Wirkungskreis zu erwerben; es muß sich neue Märkte für den Absatz seiner Fabrikate schaffen; es muß endlich seine immerwährenden socialen und politischen Schwingungen ins Gleichgewicht zu bringen trachten. Eine Ausdehnungsmöglichkeit nach dem Westen ist ihm von Natur aus nicht erteilt. Es sieht sich

daher einzig und allein nach Osten gewiesen. Es ist als wäre der Moment eingetreten, wo die Woge der Entwicklung des Menschengeschlechtes umschlagen und sich zurückwenden muß. Seit Jahrtausenden hat die Cultur ihren Weg von Osten nach Westen genommen, und zwar unter der merkwürdigen Erscheinung, daß sie, während sie vorwärts schreitend immer neue Strecken eroberte, in den rückwärts gelassenen Gebieten allmählig wieder abblühte. Im äußersten Westen Europas angelangt, muß sie sich, um sich fortzuentwickeln, wieder zurück nach dem Osten wenden, und ihren Eroberungszug dahin antreten, woher sie in ihren Anfängen ausgegangen. Diesem naturgesetzlichen Bestreben aber steht vor allem Andern die Türkei mit ihrem widernatürlichen Verhältnisse, daß eine bildungsunfähige, altersschwache Minorität, eine bildungsfähige und kräftige Majorität, gestützt auf die Fiction, daß dies eine europäische Nothwendigkeit sei, wie ein unüberwindliches Bollwerk entgegen; und es erwächst daher daraus die Nothwendigkeit, sie von Allem zu räumen, was diesem naturgesetzlichen Bestreben hinderlich ist, ih-

ren Boden, ihre Bevölkerung nicht länger der Cultur, dem freien Verkehre, der Industrie, den Wissenschaften, den gesellschaftlichen und politischen Institutionen Europas vorzuenthalten.

Steht nun das Osmanenthum in Europa dem Bedürfnisse dieses Welttheils, seine Thätigkeit gegen Osten hin auszudehnen, bloß hinderlich im Wege, und zwar nicht aus absolutem Widerstreben gegen europäische Cultur, sondern aus innerer Unmöglichkeit, sie in sich aufzunehmen, so sucht ihm Rußland dagegen, und zwar grundsätzlich, diesen Weg völlig abzuschneiden.

In seinem innersten Wesen der geistigen Entwicklung feind, die socialen und politischen Ideen des westlichen Europa verabscheuend und sich davor hermetisch abschließend, auf dem Gebiete der Industrie unfähig damit zu concurren, sieht es kein anderes Mittel, sich vor diesen mächtigen Agentien zu wahren, als indem es Europa vom Osten möglichst abschließt, ihm jede Ausdehnung dahin unmöglich macht, und es nöthigt, mit der Uebersülle der in ihm angehäuften Elemente einer Katastrophe entgegenzugehen, aus der nur es allein Vortheil zu ziehen

vermöchte. Rußlands letztes Ziel ist, Europa zu erdrücken, und deshalb ist es sein Feind.

Nun findet sich Europa diesen seinen beiden Feinden gegenüber in der eigenthümlichen Lage, sie miteinander im Kampfe zu sehen. Könnte es hoffen, daß Einer den Andern aufreiben werde, es könnte ruhig zusehen und sie Beide gewähren lassen. Dies ist aber keineswegs zu erwarten. Vielmehr konnte man mit unfehlbarer Gewißheit voraussehen, Rußland würde die Türkei, wenn man es ungehindert über sie herfallen ließe, mit leichter Mühe überwältigen und vernichten. Diese Macht, die keine ist, die altersschwach und morsch in ihrem ganzen Wesen, unfähig ist, sich innerhalb ihrer eigenen Grenzen Anerkennung zu verschaffen und nach außen hin jeden Augenblick neue Demüthigungen erfährt, — die nur dadurch noch besteht, weil sie von den andern Mächten um der Fiction des Gleichgewichts halber zusammengehalten wird, — die es nicht hindern kann, daß alle zehn Jahre ein anderes Stück des Reiches ihr den Gehorsam kündigt: diese Macht würde auch unfähig gewesen sein, einem Feinde zu wider-

stehen, der sie mit seinen Massen geradezu unterdrückt hätte. Und hierin ist gerade der Umstand zu suchen, der Europa in dem Streite seinen Platz anwies.

Die Türkei ist widerstandsunfähig. Rußland weiß dies recht wohl, und weil es weiß, daß sie dem Ausdehnungsbestreben Europas über kurz oder lang von selbst würde anheimfallen müssen, sucht es sie zu vertilgen und sich, das widerstandsfähigere, an ihre Stelle zu setzen. Gerade daran aber es zu hindern, liegt in Europas eigenstem Interesse, ist ihm durch das unabweisliche Gesetz der Selbsterhaltung geboten. Es hat zwischen zwei Uebeln das kleinste zu wählen, und wer kann sich dann verwundern, daß es auf seinem Zuge nach dem Osten lieber die Türkei als Rußland sich im Wege liegen sieht? Die Türkei ist in der Auflösung begriffen, und nicht lange mehr kann es dauern, und der Islam hat der europäischen Cultur Platz gemacht, den Weg gebahnt. Rußland würde Europa die Erfüllung seiner Mission noch auf Jahrhunderte hinaus verunmöglichen! Wer dies bedenkt, der kann darin keinen Widerspruch finden, in diesem kritischen Moment die Christ-

lichen und allerchristlichsten Mächte auf der Seite des „Erbfeindes der Christenheit“ einer christlichen Macht gegenüberstehen zu sehen. Es handelt sich jetzt nicht um einen Triumph des Kreuzes, sondern um eine freie Straße der Cultur! Es handelt sich nicht darum, die Türkei zu stützen, sondern Rußland zurückzudrängen; nicht um ein Auftreten für die Türkei, sondern gegen Rußland; um einen Augenblick Waffenstillstand mit unserm schwächern Gegner, um gemeinsam mit ihm erst des Stärkern Meister zu werden.

Was nun das sogenannte europäische Gleichgewicht anbelangt, so können wir nicht umhin, darauf zurückzukommen, daß es lediglich eine Fiction sei. In Wirklichkeit besteht es nicht. Ein Körper, in welchem sich die Kräfte in ungleicher Spannung befinden, ist nicht im Gleichgewicht; und in Europa ist dies der Fall. In Wirklichkeit wird das europäische Gleichgewicht erst dann hergestellt sein, wenn das osmanische Reich in die Interessen Europas nicht als todte Masse, als strittige Hinterlassenschaft eines fremden Elements, sondern als assimilirt durch Cultur, Industrie, Verkehr, sociale und politische

Institutionen hineingezogen und Rußland nicht im Stande sein wird, dem Welttheil die offene Straße nach dem Osten zu vertreten. Bis dahin schreibe man Noten so viel man wolle, erfinde die Diplomatie die geistreichsten Auskunftsmittel: es ist Alles nur lauter Provisorium, lauter Palliativum!

Wir haben das Unserige gethan, und so gut wir es in der Muttersprache unsers Mitreisenden vermochten, ihm die Nothwendigkeit der Haltung begreiflich zu machen versucht, welche Europa in der östlichen Frage einnimmt.

Großen Erfolges haben wir uns gleich in vornherein nicht versehen. Kämen die Diplomaten von ganz Europa zusammen, sie würden sich vergeblich abmühen, die Rajah, die eben nur fühlt, wo sie ihr Schuh drückt, für andere Ueberzeugungen zu gewinnen, als daß man, ehe irgend etwas Anderes geschieht, dreinhauen und die Türken mit Stumpf und Stiel ausrotten müsse. Immer und immer wird sie auf dies „Ego vero censeo Carthaginem esse delendam“ zurückkommen. Daß dies in diesem Augenblicke nur in Gemeinschaft mit Rußland geschehen

könnte, und für die Gefahren, die hieraus dem übrigen Europa erwachsen, hat sie keinen Sinn.

So auch unser bosnischer Reisegefährte.

Mit großer Aufmerksamkeit hat er uns zugehört. Am Ende aber erfaßt er unsere Hand, drückte sie dankbar, und spricht kopfschüttelnd: „Ihr mögt Recht haben . . . aber Ihr seid eben nicht Rajah!“ — und geht.

XIII.

Physiognomie der Kajüte eines SAVEDAMPFERS. — So viel Köpfe, so viel Meinungen; auch Theilungsprojecte. — Allah ist groß, sein Wille geschehe!

Die Wolken, die wir fern über den bosnischen Gebirgen emporsteigen sahen, sind indessen näher gerückt. Der Himmel hat sich umzogen und ein scharfer Regen beginnt über das Berdeck hinzustreichen.

Wir sehen uns daher genöthigt, unsere landschaftlichen Betrachtungen und was sich sonst daran knüpfte, bis auf weiteres aufzugeben und dem Beispiele aller jener unserer Mitreisenden folgend, die Schutz in einem geschlossenen Raume suchen, uns in die Kajüte hinabzubegeben.

Wie lebhaft es in diesem kleinen, für die Gegend übrigens, in der wir, und für den größten Theil des Publicums, mit welchem wir reisen, mit fast lucullischem Luxus ausgestatteten Raume zugeht! Alle Tische sind umlagert, alle Bänke sind besetzt, und selbst die für die Nachtruhe bestimmten Polster und Matten sehen wir auf dem Boden ausgebreitet und in Anspruch genommen.

In der einen Ecke dort, um den größten der Tische, finden wir eine fröhliche Tafelrunde banater Kaufleute gelagert, die eben aus Triest und aus Fiume kommen und deren wohlgenährten, lachenden Gesichtern man es ansieht, daß sie ausgezeichnete Geschäfte gemacht haben müssen. Ihr Weizen gilt Gold . . . warum sollen nicht die Champagnerpfropfen springen, warum nicht im edlen Halbzwölffspiel die Karten und die Banknoten lumpigen Fidibuffen gleich umherfliegen? Einige Grenzoftiziere, die sich zu dem Observationscorps begeben, welches Oestreich an seiner Südostgrenze, um „die Interessen seiner Völker zu wahren“, aufzustellen für gut befindet, cerniren diese Tafelrunde von allen Seiten und nehmen an dem Spiele den lebhaftesten Antheil des Zu-

schauens, da ihnen zu einem anderartigen das Geld gebracht.

Einem zweiten Tisch hält ein österreichischer Beamter mit seiner sehr zahlreichen Familie, in welcher sich sämtliche Altersklassen, vom Säugling bis zur herangewachsenen Tochter und von der verblühenden Tante bis zur völlig eingegangenen Großmutter repräsentirt finden, in Beschlag genommen. Der bedauernswerthe Mann! Sein Glück — in der Ehe sowol, als in der Carrière — muß ihn, wenn es so fortgeht, unfehlbar zu Grunde richten! Seit vier Jahren ist er vier mal entweder avancirt oder transferirt worden, und hat vier mal, um an seinen neuen Posten zu gelangen, mit seiner Familie eine förmliche Völkerwanderung antreten müssen. Zuerst von Tirol nach Galizien, dann von Galizien nach Steiermark, dann von Steiermark nach Böhmen und nun vom nordwestlichsten Ende Böhmens nach dem südöstlichsten Ende Siebenbürgens!

Um die übrigen Tische sind Krämer, Schweinhändler, Landwirthe, Männer und Weiber aus allen Gegenden und allen Nationen gelagert; Serben, die von Sissek herabkommen; Kroaten,

die nach Semlin wollen; Bulgaren, die in Sarajewo waren; Türken, die nach Widdin gedenken und die ohnehin dicke Luft mit einem Olymp von Tabackswolken erfüllen, als wollten sie sich dadurch von der unheiligen Rajah um sich her vollkommen abschließen; endlich Deutsche, die man überall findet. Und alles Dies lärmt und lacht, weint und singt, poltert und stößt durcheinander, daß Einem in dem ersten Augenblicke in der That Hören und Sehen vergeht.

So lärmend aber und so toll wie an einem Tische zunächst des Einganges, über welchen hinaus wir uns bei der Ueberfüllung des Raumes nicht vorwärts zu bringen vermögen, geht es denn doch weiter nirgends zu. Beroriren, Dypsoniren, Demonstriren, mit den Händen durch die Luft fechten, mit den Fäusten auf den Tisch schlagen, Schimpfen und Fluchen, Zanken und Lachen tobt hier so wirr durcheinander, daß wir keinen Augenblick darüber in Zweifel sein können, was hier getrieben werde, — sei Politif.

Was verhandelt wird, ist natürlich wieder nichts Anderes, als das Unausweichliche, die östliche Frage, und wir brauchen eben nicht lange

Zeugen der stürmischen Debatte zu sein, um es heraus zu haben, daß es dem Schicksal gefallen hat, hier, auf den schwanken Dieben eines Bootes und in dem engen Raume einer Kajüte, ebenso viele diverse Meinungen und Sympathien als Köpfe aneinander gerathen zu lassen.

Da ist ein kleiner dicker Mann mit einem ungeheuern Fettwanst, den wir an seiner blauen Kutte, an dem wirren langen Barte und an dem schmutzigen Käppchen alsbald als einen Popen, einen Priester der orientalischen Kirche, erkennen. Dieser Mann ist von Natur mit einer Stimme begabt, um die ihn mancher Dragonerwachtmeister beneiden würde. Und diese Stimme benutzt er mit einer bewunderungswürdigen Ausdauer dazu, Niemanden, der nicht einerlei Meinung mit ihm ist, zu Worte kommen zu lassen und Alles und Jedes mit dem Lobpreise seines „hohen Gönners“, des „allergottesfürchtigsten Zaren von Moskwa“, des „Erlösers“, „Befreiers“, „Erretters“, „Gesandten Gottes“ niederzuschmettern. Lange genug habe Gott die Seinigen unter dem Joche der Heiden schmachten lassen; zu lange habe die bodenlose Langmuth des rechtgläubigsten aller

Fürsten „die Seinen“ unter diesem Joche leiden gesehen. Nun aber sei diese Langmuth erschöpft und der Zeitpunkt gekommen, die Feinde des Kreuzes dafür zu züchtigen, sie zu vernichten, die unglückliche Rajah ihrem durch Glauben und Stammesgleichheit einzig und allein rechtmäßig angeborenen Herrn und Gebieter zuzuführen, auf daß er sie unter seine schützenden und beglückenden Fittige nehme. Nicht um weltlicher Ehre und Macht willen habe er das Schwert gezückt, sondern um das Wort der heiligen Schrift zu erfüllen, die Feinde des Kreuzes zu Schanden zu machen und sein rechtmäßiges, ihm lange genug vorenthaltenes Erbe Konstantin des Großen endlich einmal anzutreten.

Auf die „kezerischen“ Mächte des Westens, die ihn daran hindern wollen, ist er — der Redner nämlich — wie sich aus alledem von selbst versteht, nicht gut zu sprechen. Er ist vielmehr der festen Ueberzeugung, daß sie ihr gottloses Unternehmen mit ihrem völligen Untergange büßen werden, und er sieht den Tag schon im Geiste voraus, wo sie, wie einst jener deutsche Kaiser nach Rom, auf ihren Knien zu dem groß-

mächtigsten Abgesandten Gottes wallfahrten werden, um Reue und Buße zu üben.

Da ist ein Anderer, ein ehemaliger Beamter in serbischen Diensten wie es scheint, der wieder von Rußland gar nichts wissen will. Rußland dürfe man nie für etwas zu Dank schuldig werden. Es lasse sich seine guten Dienste stets so theuer bezahlen, wie jener Advocat, der einem Bauern den Proceß um einen Hof gewann, dann aber ein solches Honorar in Anspruch nahm, daß sich der Bauer genöthigt sah, nicht nur den gewonnenen, sondern auch noch einen zweiten Hof zu verkaufen, um ihn zu befriedigen. Er wisse davon ein Lied zu singen!

Ein Dritter, ein Advocat aus der Wojwodina, meint, er verarge es Seiner Hochwürden, dem Popen, gar nicht, daß er für den allergottesfürchtigsten Zaren mit Leib und Seele zu Felde ziehe. Es sei bekannt genug, wie lange und mit wie viel Millionen von Rubeln Rußland daran gearbeitet, sich die Klöster und Kirchen zu Danke zu verpflichten und durch Geschenke aller Art, durch Heiligenbilder, Kirchengewänder und Altargefäße sich allenthalben erst die religiösen Sym-

pathien der Rajah zu erwerben, um sie dann politisch zu bearbeiten. Die Rajah aber sei kein Narr, habe die Geschenke hingenommen und wünsche mit ihrem gesunden Menschenverstande zwar die Befreiung von den Türken, aber nichts weniger als die Herrschaft der Russen; denn daß es sich bei Rußland um ganz andere Dinge handele, als um die „Befreiung“ der armen Glaubensgenossen, das zähle sich heutzutage bereits jedes Kind von den Fingern ab. Die Religion habe mit der ganzen Sache gar nichts zu schaffen; sich ihrer aber als Deckmantel für Dinge ganz anderer Art zu bedienen, das komme diesmal just nicht zum ersten mal vor!

Auch an Theilungsprojecten fehlt es nicht!

Der Pope für sein Theil will zwar von einer Theilung nichts wissen; wenn aber schon getheilt sein müsse, so könne nur von einer Theilung zwischen dem Zaren und dem König von Griechenland die Rede sein.

Der serbische Beamte und der Advocat hingegen wollen wieder Rußland ganz ausgeschlossen und die Türkei in eine Anzahl unabhängiger, untereinander aber in Form eines Staatenbundes

zusammenhängender Fürstenthümer getheilt wissen; etwa wie Deutschland; nur mit dem Unterschiede, daß der serbische Beamte Konstantinopel gar Niemandem zusprechen, sondern als eine große freie Handelsstadt, etwa wie Hamburg, unter die Garantie ganz Europas allen Nationen der Welt zum freien Verkehre mit dem Orient vorbehalten und geöffnet sehen will; eine Maßregel, gegen welche der Pöpe einen entrüsteten, donnernden Protest erhebt, da er darin nur die Herabwürdigung des heiligen Erbes der griechischen Metropolen zu einem trödelnden Wochenmarkt, die Entweihung der Sophienkirche zu einem Wollmagazin, kurz den Sieg des crassesten Materialismus über die geweihten Interessen der Religion und des Himmels erblickt.

Wir sind nicht im Stande, der lärmenden Debatte, an der sich mehr als ein Duzend zwar sehr ausgiebiger, keineswegs aber an parlamentarische Formen gewöhnter Stimmen betheiligen, zu folgen, und ziehen uns auf die Nachricht, daß der Regen nachgelassen habe, aus der Kajüte wieder in den Vorraum zurück.

Indem wir die Treppe hinanklimmen, fühlen wir eine Hand unsere Schulter berühren.

Wir blicken auf und erkennen in dem Urheber dieser Zutraulichkeit einen athletisch gebauten Muselman, den wir schon früher auf dem Berdeck oben, wo er in einiger Entfernung von uns auf einem Gewinde von Schiffstauen gefessen, und dann auch in der Kajüte bemerkten, wo er es sich auf einem Teppiche, den er mit sich trug, bequem gemacht hatte.

„Du hast Christen gehört“, spricht er uns an, „es ist recht und billig, daß du nun auch einen Türken hörst. Komm, setzen wir uns dort auf die Laue nieder!“

Wir folgen.

Indeß er uns voranschreitet und zwischen den Umherlagernden den Weg bahnt, gewinnen wir Zeit, ihn näher zu betrachten.

„Ich weiß recht wohl“, nimmt er, nachdem wir uns neben ihm niedergelassen, das Wort wieder auf, „was dir jener bosnische Ergowaß auf dem Berdeck hier oben erzählt hat, und von dem, was die Lärmacher in der Kajüte unten an Weisheit zum Besten gegeben, ist mir eben-

falls kein Wort entgangen. Sprich aufrichtig! Du bist nicht von der Rajah; du brauchst deine Meinung vor mir ebenso wenig zu verhehlen, als Die unten. Glaubst du an das Alles?"

Eine schwere Aufgabe, auf eine solche Frage zu antworten. Wie wir sind, lieben wir die Türken ebenso wenig als die Russen, und gehören nichts weniger als zu Jenen, die, weil sie das Unrecht auf Seite der Letztern sehen, sich für die Erstern sogleich begeistern zu müssen glauben. Wir bekennen uns daher, um die uns bewiesene Zutraulichkeit nicht durch eine verletzende Antwort zu erwidern, für zu wenig unterrichtet, um ein entschiedenes Urtheil auszusprechen.

„Gut!“ fährt der Türke fort. „Du sahst, wie sie einander in den Haaren liegen! Sie würden das nicht, wenn sie den Koran in sich aufgenommen und einsehen gelernt hätten, daß den Sagen Allah's gegenüber alle Menschenmeinung Schaum des Meeres ist, der die Flanken des Schiffes wol benetzt, das Schiff selbst aber in seinem Gange nicht zu beirren vermag. Sie sind unzufrieden mit ihrem Loose: sie wollen es

anders, sie wollen es besser haben . . . Lass' dir darauf eine Geschichte erzählen!"

Hierauf bläst er einige Rauchwolken von sich und fährt fort:

„Als der Prophet einmal lustwandeln ging, da fand er eine Stelle im Felde, da wuchs viel Schlingkraut, das am Boden hinkroch und sich nicht zu erheben vermochte. Das ging dem Propheten nahe und er setzte einen Baum an die Stelle und sprach: das thu' ich, damit du Schlingkraut nicht ewig am Boden herumzukriechen brauchst und dich an dem Baum zum Himmel erhebst. Der Baum gedieh und wurde zum mächtigen Stamme und das Schlingkraut wand sich an ihm hinan, und es war Alles gut. Mit einem mal aber ward das Schlingkraut unzufrieden und rief: was soll uns der Baum, können wir nicht allein stehen? Sein Schatten ist uns nur hinderlich, daß wir nicht besser gedeihen können! Die Eigenthümer der Nachbarnfelder, denen der Baum ohnehin zum Verdrusse war, hörten dies und sprachen: gleich wollen wir euch helfen. Hierauf schlangen sie das Schlingkraut los und hieben mit Aexten nach dem Baume.

Der Baum fiel. Doch was geschah nun? Das Schlingkraut kroch wieder am Boden. Die Nachbarn rieben sich freudig die Hände, kamen herbei, lasen es auf und kochten sich daran ihre Fische.“

„Du verschweigst, daß der Baum sich überlebt hatte, daß er morsch war!“

„Wär' er es, dann mußte er auch von selbst fallen, wenn einmal sein Tag gekommen. Wozu den Beschlüssen Allah's vorgreifen? Was tragen es diese Christen nicht geduldig, wenn ihnen auferlegt ist, Knecht zu sein? Wäre es Allah's Rathschluß, daß sie die Herren und wir ihre Diener — was Gott verhüte —; müßten wir es nicht ebenso mit Geduld ertragen? Sich gegen Allah's Rathschluß empören, das frommt nicht. Es läßt sich doch nicht ändern und kommt eben nicht anders, als er es will. Darum sorgen wir auch nicht und lassen sie in ihrer Sündhaftigkeit gewähren. Ich will übrigens in Mekka ihrer gedenken, daß Allah ihren Sinn bessere.“

„Ihr geht also nach Mekka?“ fragen wir, nicht wenig überrascht, den Muselman in einer Zeit, da sich im Umfange des großen Reiches Mohammed's jedenfalls nicht unbedeutende Dinge

entwickeln, eine solche Wallfahrt unternehmen zu sehen.

„Allerdings! Ich habe es in einem Gefechte, das die Leute unseres Dorfes mit den Cernogorzen, die es räuberisch überfielen, zu bestehen hatten, gelobt und will nicht säumen, mein Gelübde zu erfüllen.“

„Und glaubst du dein Haus und deine Höfe auf so lange Zeit sorglos verlassen zu können?“

„In sechs Monaten bin ich zurück und so schnell läßt Allah die Seinen nicht sinken! Bin ich einmal wieder da, dann mögen sie kommen, die Einen uns zu bekämpfen, die Andern uns zu beschützen, und Alle sich in unser Hab und Gut zu theilen; — Hadschi Mustafa Filipowitsch wird seine Damascenerbüchse nicht in die Stubenecke stellen!

Mit dem Schwerte theilen wir die Erde,
Denn nur Einer kann der Herr im Land sein,
Aber dienstbar muß ihm sein der Andre!

wie es im Lied heißt. Wer nun Herr und wer Knecht sein soll — Allah weiß es heute schon. Wir aber werden es zeitig genug erfahren!“

Diesem Gleichmuth den sich entwickelnden Dingen gegenüber begegnen wir nicht zum ersten mal bei Hadschi Mustafa Filipowitsch, der seinem Namen nach selbst von mohammedanisirten Slaven stammt. Es ist dies die unter den Moslims allgemein gangbare Anschauung der Weltbegebenheiten. Wie sie den Verlust Serbiens und Griechenlands getragen, so werden sie den Verlust jeder andern ihrer Provinzen, ja selbst der letzten Scholle europäischen Bodens ebenfalls ertragen, wenn ihre Zeit um ist. Sie werden kämpfen, und wir sind überzeugt, wie die Löwen; sie werden ihr Dasein auch noch fristen; aber — wir sind dessen ebenso überzeugt — sie werden endlich dennoch weichen. Denn wie das dunkle Vorgefühl eines unvermeidlichen Geschicks liegt ihnen die Ahnung auf der Seele, daß ihre letzte Stunde im Verrinnen ist.

XIV.

Semlin. — Alte Freunde.

In Semlin verlassen wir das Saveboot und mit ihm die politisirende Tafelrunde, um mit einem der nächsten Donaudampfer, der auf seiner Thalfahrt hier Halt machen wird, unsern Weg stromabwärts fortzusetzen.

Semlin ist uns kein fremder Ort. Wir haben es zu wiederholten malen gesehen und wenn du dich, lieber Leser, noch unserer „Südslavischen Wanderungen“ erinnerst, auch darüber bereits ausgesprochen. Mit einer deutschen Stadt allerdings kann es sich nicht vergleichen, und wer den Maßstab deutscher Städte daran legt, der wird sich schwerlich befriedigt finden. Das muß man aber auch nicht thun. Man muß es so

nehmen, wie es eben ist, alle Vergleiche und Ansprüche fahren lassen und sich lieber mit den Eigenthümlichkeiten des hiesigen, südlich-slavischen Lebens vertraut zu machen suchen, und man wird hier ebenso angenehme Tage verleben, wie wir schon so oft.

Es ist dies überhaupt ein schlimmer Fehler, und namentlich deutscher Reisender, daß sie überall den Griffel der Kritik zur Hand haben müssen! Fremde Länder, Völker und Städte, die man sieht, sind nicht Bücher, nicht Theaterstücke, nicht Gemälde; und wenn du einmal heimgekehrt bist, so erwartet das Publicum keine Recension, sondern ein lebendiges, frisches Bild von dir. Nun aber können es diese Herren nicht lassen, statt frisch ins Leben zu greifen und es warm und augenfällig hinzustellen, über das Nachtquartier zu klagen, Beefsteaks und Bedienung zu tadeln und es als ein Zeichen tiefster Barbarei hervorzuheben, daß die Straßen nicht einmal gepflastert sind! Ueber Volk und Leben keine Sylbe, höchstens ein verächtliches Nasenrumpfen. Ja, wenn man lauter Hôtels de Bavière und lauter Philosophie haben will, dann darf man freilich nach

Süden nicht über Leipzig, nach Norden nicht über Berlin hinaus.

Wir für unsern Theil verzichten auf ein tapirtes Zimmer, auf die ganze deutsche Küche mit ihren französischen Namen, auf alles ästhetisirende Publicum, lassen die dunkeln Seiten dunkel sein und erfreuen uns desto mehr an den lichten. So reisen wir!

Was nun Semlin anbelangt, so hat es, wenn auch kein oder doch nur ein sehr beklagenswerthes Straßenpflaster, doch unbedingt etwas von einer großen Stadt. In den Straßen ist's immer lebendig, Bänke und Stühle vor den Kaffeehäusern sind überfüllt. Man speist sogar Gefrorenes. Der Zusammenfluß eines lebhaften Handels — es ist der Hauptstationsplatz zwischen den Donauländern, Ungarn und Oestreich — hat hier nicht nur viel Geld, sondern auch viel Luxus und etwas Weltton zusammengebracht, und die reichen Kaufleute hier wissen sich nach ihrer Weise das Leben ganz angenehm zu machen.

Als wir zuletzt hier waren, trugen sie sich sogar mit der Hoffnung herum, in Anbetracht der

Wichtigkeit des Ortes, seiner Lage und seiner während der ungarischen Kämpfe bewährten Gesinnungstüchtigkeit für ihn die Privilegien eines Freihafens zu erwerben. Es sind zu diesem Zwecke sogar Schritte unmittelbar beim Hof gethan worden. Die gehoffte Anerkennung indeß ist dem angeregten Verdienste nicht zu Theil worden. Ob mit Recht oder Unrecht, vermögen wir nicht zu entscheiden. Daß der Handel Semlins durch dergleichen Privilegien einen namhaften Aufschwung hätte erfahren können, möchten wir selbst glauben. Ob aber, um dies zu erreichen, Semlin gerade ein Freihafen werden muß, das ist eine andere Frage. Mit der immer mehr zunehmenden Ausdehnung des Ostverkehrs auf der Donau und mit der Ausscheidung der Stadt und ihres Gebietes aus dem Militärgrenzverbände wird sich das wol von selbst ebenfalls geben.

In diesem Augenblicke sieht Semlin mehr dem Hauptquartiere einer Armee als einem Handelsorte ähnlich. Alles ist von Soldaten und Offizieren übersfüllt, die theils aus den obern Gegenden ankommen, theils zum Observationscorps weitergehen. Auch ein wenig Diplomatie

wird hier getrieben, seit die Russen das gegenüberliegende Belgrad haben räumen müssen. Besuche von hier aus von Seite der österreichischen Offiziere bei dem Pascha von Belgrad werden fortwährend gemacht und von Belgrad aus erwidert, wie denn überhaupt der Verkehr mit dieser Hauptstadt Serbiens ein unausgesetzt lebhafter ist.

Die Stimmung der Bevölkerung, wie überall, ist eine getheilte. Es gibt da Russenfreunde und Türkenfeinde, Türkenfreunde und Russenfeinde. Im Ganzen aber ist sie eine durchaus unentschiedene und wartet mehr als anderswo auf einen Anstoß von oben, um eine feste Farbe anzunehmen. Gegen wen Oestreich seine Waffen kehren wird, gegen den werden die Semliner sein; das ist so Handelsstadtcharakter. Indesß ist doch nicht zu verkennen, daß man die Gefahr, die allen obern Donaustädten durch einen Sieg Russlands droht, auch hier vollkommen kennt und sich darnach seine politische Meinung gebildet hat, wenn auch nicht ausspricht. —

Da es früh Morgens ist und ein Dampfer eben über Carlowitz abgeht, so wollen wir die

Gelegenheit nicht unbenutzt lassen und einen Boten, den uns zu diesem Zwecke einer unserer semliner Freunde besorgt, den Grußzettel des Gospon Kapetan nebst einigen begleitenden Zeilen nach R... absenden und ihn auf diese Weise gewissermaßen mittelbar überreichen. Sind wir willkommene Gäste, so können wir mit dem heute Abend bergab kommenden Dampfschiffe noch Antwort erwarten.

Den Tag wollen wir indeß, so gut es sich bei einer so improvisirten Ankunft, wie die unsere, thun läßt, in der Mitte unserer hiesigen Bekanntschaften zubringen, mit dem Unterschiede gegen sonst jedoch und unter der aller südslavischen Sitte schnurstracks zuwiderlaufenden Bedingung, daß der Gast auch einmal der Wirth seiner Wirthse sein darf. Wir verdanken einem jeden dieser unserer Freunde schon so viele heitere Erinnerungen, daß wir es uns nicht versagen können, sie auch einmal alle nicht nur um uns, sondern auch bei uns versammelt zu sehen.

Das beste Zimmer des Gasthofes, in welchem wir unser Quartier aufgeschlagen, wird in Anspruch genommen, Kaffee, Wein, Taback und von

warmer und kalter Küche, so viel als aufzubringen ist, herbeigeschafft, und als es von den Kirchthürmen Mittag läutet, gehen die klingenden Gläser und die blauen Rauchwolken längst im Kreise und ein halbes Duzend der aufgeräumtesten Gesellen ist im besten Zuge, sich für das fröhlichste Rund im ganzen Syrmierlande zu proclamiren.

Toaste sollen ausgebracht werden. Wo drei Südslaven beisammen sitzen und eine Flasche Wein vor ihnen auf dem Tische steht, da muß es auch Zusprüche, Ansprüche, Tischreden und Erwiderungen geben.

„Es lebe der Zar!“ erhebt Dragutin sein vollgefülltes Glas, der, ein eingesleischter Rusophil, der festen Ueberzeugung lebt, Kaiser Nikolaus habe keine andere Mission, als Alles, was auf Erden slavisch ist oder je slavisch war, zu einem großen, einheitlichen, tausendjährigen Reiche zu vereinen, diese fixe Idee jedoch ausgenommen, die treuherzigste, offenste Seele von der Welt, die nichts auf dem Herzen behalten kann, namentlich, wenn sie den Rubicon des fünften Glases Wein einmal überschritten.

„Keine politischen Expectationen!“ fällt ihm Kosta ins halbausgesprochene Wort, wir wissen nicht, ob in seinem Charakter als kaiserlicher Beamter oder weil er, in der Ueberzeugung, Politik sei unter den gegenwärtigen Verhältnissen eine Alltagskost, mit der sich die Handwerksburschen in allen Kneipen tractiren, dies Gerücht von unserm Kreise fern zu halten wünscht.

„Es lebe der Sult..!“ erhebt sich gleich darauf Wassilje, ein seiner «freigeistigen Gesinnungen» und seiner «revolutionären Sympathien» wegen aus der Armee geschiedener Lieutenant.

„Keine Politik!“ bricht Kosta, und wie wir jetzt sehen, in der einfachen, wohlgemeinten Absicht, das neutrale Terrain eines freundschaftlichen Gelages sich nicht in die blutige Wahlstatt einander feindlich entgegengesetzter Meinungen verwandeln zu lassen, auch Diesem das Wort ab. „Und noch einmal und einmal für allemal: Keine Politik! Sollen Toaste ausgebracht sein, bringt sie den Freunden aus, dem Weine, dem Gesange, den schönen Mädchen! Damit Punktum. Das Gesetz ist gegeben und wer

dawiderhandelt, wird standrechtlich zum ewigen Dursten verurtheilt!"

Und um das Gesetz sogleich in Wirksamkeit zu setzen, hält er uns in der ihm eigenen launigen Weise und in dem Tone der bei den Gesagen seiner Landsleute allgemein üblichen Tischreden, folgende Anrede:

„Dem Hausherrn, unserm Wirth,
Der sich wieder einmal zu uns verirrt!
Dem ehrenwerthen, hochschätzbaren Gaste,
Der besser als zu uns ins Schwabenland paßte,
Wo man Freunde nur auffucht, damit man ein wenig rasste
Und — faste . . . !

Tritt er alle Sitte auch mit Füßen,
Und will's nicht leiden, daß wir ihn begrüßen
Nach gutem, althergekommenem Brauch
Mit schwarzem Kaffee und mit blauem Rauch,
Mit gold'nem Wein (und mit rothem auch!);
Stürzt er auch rebellisch den Weltlauf um,
Behauptend, daß grad' sei was da frumm,
Und statt auf den Beinen müsse man gehn auf dem Kopf,
Statt in den Nacken an die Nase hängen den Schopf,
Durch's Fenster ins Haus gehn statt durch die Thüren,
Den Herrn statt des Rosses den Karren lassen führen,
Den Jäger statt der Hunde das Wild aufspüren,
Den Esel statt des Popen in der Kutte stolziren,
Das Weib statt des Mannes im Feld exerciren,

Den Mann statt des Weibes den Griesbrei rühren,
 Und den Gast den Wirth, statt den Wirth den Gast tractiren:
 So ist doch sein
 Rothgold'ner Wein
 Nicht minder werth als ein and'rer,
 Zu werden ein unermüdlicher Wand'rer
 Aus dem Keller in uns're Becher,
 Aus dem Becher in die Kehlen der Zecher,
 Auf daß unser Bruder nach Jahr und Tagen,
 Wenn er in der Welt sich genug herumgeschlagen,
 Mit wohlbehalt'nem Leib und gesunder Seele
 Den Weg wieder zu seinen Freunden wähle,
 Und wenn er sie dann zähle,
 Ihm kein Einziger fehle,
 Und er wohl auf Alle finde an Herz und an Kehle!

Auf dein Wohl denn auf heute und morgen,
 Daß du heute und morgen
 Und ewig nichts wissest von den bittern Sorgen ...
 Woher Geld auf Wein und Taback zu borgen!

Wo du gehst, da mögest du schauen
 Ueber dir den Himmel im herrlichsten Blauen,
 Vor dir voll Wein und voll Blumen die Auen,
 Um dich die lieblichsten Mädchen und Frauen,
 Blonde, braune, schwarze, selbst rothe ... nur keine grauen!

Auf allen deinen Wegen
 Begegne dir Lobpreis und Segen,
 Freundlich Aug' und bied're Hand,
 Treues Herz und gesunder Verstand

Rosiger Mund mit Scherz und Kuß . . .
 Nur kein Kuß!

Stehst du wo, so stehe da ein Mann,
 Den Sturm und Wind nicht erschüttern kann;
 Sitzest du wo, so sitze da ein Willkommner,
 Von Wirth und Wirthin wohl Aufgenommner;
 Ruhest du wo, mögen Engel beschützen das Thor . . .
 Aber niemals geh' eine Schildwach' davor!

Was du siehst, sei deinen Augen Weide,
 Daß dich Niemand bedau're, Jeder beneide;
 Was du hörst, sei Musik und Gesang,
 Outer Kuß all dein Lebelang;
 Was du sprichst, töne voll und männlich und frei,
 Nur . . . höre dich nie die Polizei!

So ist dir nun aus Freundesmund
 Geworden der beste Segen kund.
 Und schenkt trotzdem in der Zeiten Lauf
 Das Schicksal einen Kelch dir ein,
 Der etwas bitter möchte sein:
 Nimm's in den Kauf —
 Das muß so sein!
 Und leer' ihn so schnell bis auf den Grund,
 Wie wir den süßen zu dieser Stund'!"

Dieser Sermon verfehlt seine Wirkung nicht
 und da das „Leben und Lebenlassen“ von dem
 offenen Tummelplatze der Politik in die trauten

Privatcirkel der Freundschaft einmal glücklich zurückgelenkt ist, so ist Kosta nicht der Mann, der die dictatorisch an sich gerissene Gewalt sich leichten Kaufs wieder entwinden ließe.

Einzelne Versuche, toastweise wenigstens auf die Zukunft oder doch auf die einmal abgemachte Vergangenheit anzuspielden, weiß er mit dem schlagfertigsten Humor niederzuhalten oder den Wettertschlag, mit dem sie auf Das oder Jenes einzufahren drohen, mit dem Blitzableiter eines Wizes von ihrem Ziele abzulenken.

Das gelingt ihm auch vollkommen, und es zeigt sich bald, daß man auch ohne „die Erde mit dem Schwerte zu zertheilen“, oder vielleicht eben weil man dies nicht thut, ganz vergnügt ein paar Stunden hinbringen kann.

Jede Gesellschaft muß ein Depositorium für ihre guten und schlechten Einfälle und Ausfälle haben, eine Scheibe für die Bolzen ihres Mutterwizes. Ein solches Depositorium, eine solche Scheibe findet sich auch bald in unserm Kreise, und zwar in Gestalt eines jungen Menschen, den wir in frühern Zeiten sich viel mit Studien befassen und damit umgehen sahen, in einem der

slyrmischen Klöster Kaludjer, d. i. Mönch, zu werden. Der junge Mensch hatte damals durch einen Fleiß und durch einen wissenschaftlichen Ernst, wie er bei einem südlich Aufgeregten zu den großen Seltenheiten gehört, unser Interesse in hohem Grade angeregt. Wir selbst bekräftigten ihn in seiner Standeswahl und suchten seine Aufmerksamkeit insbesondere auf die Durchforschung geschichtlicher Quellen zu lenken, die in den Archiven der Klöster zerstreut liegen mögen, und aus denen wir glauben, daß für die so wenig gekannte südslavische Geschichte eine reiche Ausbeute und die einzig mögliche Aufklärung über so viele dunkle Perioden zu hoffen wäre. Nun finden wir ihn — als Dekonomen, und zwar nicht als praktischen, sondern rein theoretischen Dekonomen wieder! Was diesen barocken Umschwung bewirkt? Die Liebe! Rein die Liebe! Der junge Kaludjeren=Candidat hat ein hübsches Mädchen gesehen, die designirte Erbin eines ziemlich umfassenden Besizthumes im „Provinziale“, wie man hier die an die Militärgrenze anstoßenden, nicht militärisch verwalteten Gebiete nennt, sich in sie bis über die Ohren verliebt, und da ihm

die Mönchskutte alle Aussicht auf eine endliche Erfüllung seiner sehnlichsten Herzenswünsche abgeschnitten hätte, den Beschluß gefaßt, sich auf die Dekonomie zu werfen. Ein theoretischer Kopf aber, wie er war, eine geborene Gelehrtennatur, warf er alles theologische Bücherwerk in die Kumpelkammer, umlagerte sich mit Schriften über den Dünger, die Drainage, den Hanf-, Flachs-, Weizen- und Obstbau, las Agriculturchemie und machte nebenbei auf den Abgott seines Herzens Gedichte.

„Es lebe, wer da liebt!“ erhebt Kosta sein Glas und hält es ihm entgegen.

Ueber und über erröthend, schnellst der theoretische Dekonom von seinem Sitze empor und erwidert den Zutrunf mit dem Ausruf:

„Und wer geliebt wird!“

„Wir wollen keine Mörder sein“, erwidert Kosta, „und dich trotzdem leben lassen!“ und leerte das Glas.

„Du meinst also, er werde nicht geliebt?“ fragt Stevin in komisch herausforderndem Tone. „Da ist Unsererins besser unterrichtet! Auf,

Freunde! Es lebe das schönste Mädchen auf zwanzig Meilen in der Runde! Es lebe . . .“

„Imrika!“ tönt es einstimmig aus Aller Munde. „Sie lebe, hoch!“

Nur der junge Dekonom stimmt nicht ein, was ihn jedoch nicht hindert, sein volles Glas stillvergnügt bis auf die Nagelprobe zu leeren.

„Pero! Pero!“ wenden sich jetzt mehrere Stimmen an einen nicht mehr jungen, aber sehr aufgeweckten Gefellen, der im Rufe steht, über eine hübsche Stimme zu verfügen und in seinem Gedächtnisse eine Unzahl von Liedern zu bewahren. „Wo man Wein trinkt und von Weibern spricht, da darf auch der Gesang nicht fehlen. Ein Lied! Ein Lied auf ein schönes Mädchen . . .“

„Nein, auf das schönste Mädchen der Welt! . . .“

„Auf Imrika! Heraus damit! Du hast ja ein ganzes Canzonale in deiner Gehirnsacristei aufgestapelt!“

Der stimmberühmte Sänger — ein Serbe von jenseit der Donau — thut eine Weile etwas spröde, läßt sich aber am Ende dennoch erweichen

wozu ein Glas Wein aus einer frisch entforckten
Flasche wol auch Einiges beiträgt, und beginnt:

Hoch empor hebt sich der Falke;
Höher ist das Thor der Beste,
D'ran als Thorwart sitzt Imriğa,
In das Haar die Sonn' geflochten,
An den Gurt den Mond geheftet,
Und in Sternen ganz gekleidet.

Drüben über'm Donauwasser
Wächst der Klee bis zu den Knien
Und der Nieswurz steht gar mannhoch;
D'rinnen ruhn drei junge Mädchen.
Von den Mädchen hat das eine
Schwarze Augen, weiße Wangen;
Küßte lieber Aug' und Wangen,
Als ich speiste mit dem Sultan.
Von den Mädchen hat das and're
Gelbe Schuhe, hochgeschnürte;
Zög' ihr lieber aus die Schuhe,
Als ich jagte mit dem Sultan.
Von den Mädchen hat das dritte
Unterm Kinn ein goldnes Schleiflein;
Löst' ihr lieber auf dies Schleiflein,
Als beim Sultan ich Bezier wär'!

Daß ich mich doch legen könnt' und sterben,
Aber sterben, ohn' den Tod zu schauen,
Daß ich sähe, wer um mich dann klagte!

Mich beklagen wird die liebe Mutter,
 Mich beklagen wird die holde Liebste;
 Eines Jahres volle Frist die Mutter,
 Eine Woche kurze Zeit die Liebste.
 Süßer aber dünkt die Eine Woche,
 Als der Mutter vollgezähltes Jahr mir!

So geht es in dulci júbilo fort, und es ist
 schwer zu entscheiden, ob die Stunden rascher als
 die Weinflaschen oder die Weinflaschen rascher
 als die Stunden schwinden.

Noch ist die Sonne nicht ganz unter, da ist
 unser Bote zurückgekehrt, und überreicht uns mit
 vielen mündlichen Empfehlungen ein von Frauen-
 hand zierlich geschriebenes Billet folgenden In-
 halts:

„Der Gruß unsers verehrten Freundes,
 des Gospon Kapetan, macht auch den Ueber-
 bringer desselben uns zum Freunde. Sie
 werden uns zu verbindlichstem Danke ver-
 pflichten, wenn Sie uns die Ehre erweisen
 wollen, morgen, d. i. Sonntag, unser Gast
 auf N. . . zu sein und hier unser „Bilikum“
 anzunehmen. Mein Dankel bittet Sie, ihm
 das Vergnügen zu gönnen, Ihnen am Lan-

dungsplätze Wagen und Pferde zur Verfügung stellen zu dürfen

Imriža.“

Imriža! — Wir können den Namen nicht verschweigen, so niederschmetternd er auch im ersten Augenblick auf den ökonomischen Liebhaber wirken mag. Alles, was wir ihm geben können, um ihn wieder zu beruhigen, ist die Versicherung, daß wir auf N . . . uns weder zu verlieben, noch uns als Defonomen niederzulassen die aufrichtigsten Vorsätze haben.

XV.

„Schloß“ A... — Eine schöne Slavonierin, nebst Betrachtungen über Tracht und Mode. — Empfang, auch Paprika und Kukuruz. — Ein Glücklicher ohne Hände und Füße. — Die zweite Frau, der Schatten der ersten. — Yanta der Kopfschneider. — Die heiligen drei Könige aus dem Sirmierlande. — Der „Hausherr“ und sein Regiment. — Wein und Wasser, ein edler Zweikampf.

Der nächste Morgen sieht uns wieder an Bord, jedoch nur für kurze Zeit. Noch in den ersten Stunden des Vormittags haben wir den Landungsplatz erreicht, von welchem aus wir unsern Weg zu nehmen haben, um nach dem Schlosse des alten Fiskals zu gelangen.

Ein Paar wiehernde Rappen, an einen leichten Jagdwagen gespannt, stehen bereit, wir steigen ein, und auf ein leises Schnalzen des

weithoftigen und weitärmeligen Kutschers fliegt das Gespann über den hallenden Fußtenboden hin.

N . . . liegt von dem Landungsplatze etwa eine Meile landeinwärts. Der Weg dahin führt anfangs über kahles Heidefeld, später längs eines ziemlich breiten Baches durch den angenehm fühlen Schatten buschiger Weiden. Erst wenn man diese wieder hinter sich hat, erblickt man die sehr mäßige Anhöhe, die hier zu Lande, wo das ganze Terrain nichts als endlose Fläche ist, schon den stolzen Namen „Berg“ führt, und auf deren höchstem Punkte, von einem kleinen Walde von Obstbäumen umgeben, sich das Schloß N . . . erhebt, während den Fuß derselben einige Wirthschaftsgebäude und eine nach neuern Grundsätzen erbaute Mühle einnehmen.

Bei dieser Mühle angelangt treffen wir mit einer kleinen Karawane Herren und Damen zusammen, die von einer andern Seite herkamen, und, wie wir bald erfahren, für den heutigen Tag ebenfalls auf N . . . geladen sind.

Wir verlassen, ihrem Beispiele folgend, auch unsern Wagen, und schließen uns ihnen an,

um in ihrer Gesellschaft das „Schloß“ zu Fuße zu erreichen.

Wir würden uns nicht leicht die Mühe geben, von diesem Schlosse auch nur ein flüchtiges Bild entwerfen zu wollen, wenn wir nicht befürchten müßten, es möchte sich dann Jemand darunter wirklich ein Schloß vorstellen, etwa so, wie man sich Schlösser überhaupt vorzustellen pflegt, und wie die hohen Herrschaften darin die sonni- gen Sommer- und Herbstmonate zu verspazieren und zu verjagen pflegen. Solche Schlösser gibt es hier zu Lande wol nur wenige, sehr wenige! „Schloß“ dagegen nennt jeder nur etwas be- mittelte Grundbesitzer sein, meist in der Mitte seiner Besitzungen gelegenes Wohn- und Wirth- schaftshaus, sowie er diese, und wenn sie auch noch so wenig umfangreich sind, sein „Gut“ nennt.

So ist denn Schloß N . . . nichts mehr als ein einfaches Wohnhaus, aus dessen Fenstern der alte Fiskal seine Felder und seine Weingär- ten übersieht, ohne Schwierigkeit und ohne Fernrohr die Grenzen seiner Souveränität be- wacht und durch Vermittelung seines Factotums,

einer Art deutschen Wirthschaftsinspectors, seine Befehle und Anordnungen erläßt.

Durch ein Plankenthor, darüber, wahrscheinlich um den Namen eines Schlosses doch einigermaßen zu rechtfertigen, eine große hölzerne Tafel mit einem Wappen angebracht ist, treten wir in einen weitläufigen Hofraum, dessen Seitenbegrenzung einige alte Stallgebäude, Scheunen und Schuppen bilden, während das stockhohe „Herrenhaus“ einen Theil der Rückseite einnimmt.

Pflüge, Eggen, gefällte Bäume liegen da in landwirthschaftlicher Unordnung umher. Unter den schlechten Arbeitskarren macht sich eine leichte Kalesche bemerkbar. Und wenn wir einige Mühe haben, trockenen Fußes zwischen alledem und durch die allerhand bunten Laken, die sich über den ganzen Hofraum verbreiten, an das „Herrenhaus“ zu gelangen, so hat das bloß seinen Grund in der patriarchalischen Gemeinschaft, mit der in der guten Jahreszeit Pferde, Rinder, Schafe, Schweine, Hunde, Hühner und Menschen untereinander diesen Raum als Wohnsitz und Nachtaufenthalt theilen.

In Erwartung der Gäste jedoch scheint für den heutigen Tag die Abänderung getroffen zu sein, daß die eben specificirte Bewohnerchaft des Schloßhofes theils in die Stallungen, theils in die Schuppen verwiesen worden, eine Maßregel, von welcher der geflügelten Bevölkerung allein eine begünstigende Ausnahme zugestanden worden, kraft welcher sie heute wie an jedem andern Tage ihre Promenaden frei nach allen Enden des Raumes erstrecken darf.

Demselben Anlasse scheinen die Breter ihr Dasein zu verdanken, die wir vom Plankenthore bis zum Eingange des Hauses über die Laken gelegt finden, sowie auch die hohen Schichten Grases, die wir in der Umgebung dieser Zugänge ausgestreut und die jungen Waldbäume, die wir da aufgepflanzt finden.

Wir würden indessen alles Dieses, wenn es auch, wie wir erfahren, ein wesentlicher Bestandtheil eines recht festlichen „Billkums“ ist, schwerlich bemerkt haben, wenn eine dicke Dame aus der Gesellschaft, eine Frau Popin, nicht die Freundlichkeit gehabt hätte, uns darauf aufmerksam zu machen. Denn von dem Augenblicke an,

da wir den Schloßhof betraten, hält all unser Augenmerk ein Gegenstand ganz anderer Art gefesselt, ein ganz allerliebstes weibliches Wesen, das uns schon von der Schwelle des Herrenhauses her tausend freundliche Willkomm entgegenwinkt und das herzlichste „Dobro došli!“ (Glückliche Anfunst!) zuruft.

Wir zweifeln keinen Augenblick und wir täuschen uns auch nicht: das ist Zmirza! Wir können es nicht leugnen, der ökonomiestudierende Erkaludjer hat Geschmack. Zmirza muß nicht nur eine allerliebste Erscheinung genannt werden, die unter allen Verhältnissen ein aufmerksames Auge gefunden hätte; in der schlichten Tracht der slavonischen Landmädchen, in der sie uns entgegentritt, müssen wir sie sogar sehr hübsch, ja reizend und selbst schön finden.

Mögen unsere Damen immerhin behaupten, wir verständen uns nicht auf Toilette und Tournee. Wir werden jedesmal darauf erwidern, daß es nichts Unschöneres, Unmalerisches gibt, als die sogenannte allgemeine europäische Mode.

Die schönsten Gewandungen bleiben immer die nationalen. Sie sind die verkörperte Sprache,

die plastische Poesie eines Volkes, ein Stück seiner Eigenheit, denen gegenüber die alles Eigenthümliche verwischenden und alle Poesie nivellirenden Modeanzüge zu einer bedauerlichen Culturcalamität verschwinden. Wer Zmriža in ihrem nationalen Anzuge gesehen, der würde ebenso wie wir dem poetischen Sinne der hübschen Slavonierin das beste Zeugniß ertheilt und sich vielleicht auch angeregt gefühlt haben, über die Wahrheit unserer eben ausgesprochenen Behauptung ein wenig nachzudenken.

Zmriža hat an dem Anzuge ihrer Landsmänninnen nichts geändert, ehe sie ihn zu dem ihrigen gemacht. Jede Verkünstelung, jeder Versuch, das Urthümliche durch Hinzuthaten zu verschönern, würde der einfachen Lieblichkeit des schlichten, faltenreichen weißen Kleides mit kurzen Ärmeln nur haben schaden können, und Zmriža scheint sich dessen recht wohl bewußt zu sein. Ein feineres Linnen und handbreite Gimpen aus blauer, rother und weißer Seide sind Alles, wodurch sich ihr Kleid von dem der neben ihr stehenden Tochter des Feldhüters unterscheidet. Um die Taille ist das Kleid in tausend

kleine Fältchen zusammengezogen und von einem rothen Seidenbände zusammengehalten. Um den Hals hat die junge Slavonierin eine Schnur rother Korallen gelegt, zwischen denen hin und wieder ein eingehängtes Goldstück funkelt. Das schöne schwarze Haar trägt sie von vorn nach rückwärts in zwei Theile abgetheilt und über den Schläfen in zwei lange Zöpfe geflochten, die sich rückwärts in ein dichtes Netz niedlicher Achtertouren zusammenwinden, — eine Frisur, mit der sich hierzulande das ärmste Mädchen ebenso geschmackvoll zu zieren weiß. Was die Nichte des Schloßherrn denn doch einigermaßen kenntlich machen soll, das scheint ein kleines Bouquet von weißen Nelken, halbaufgegangenen Rosen und Kornblumen zu sein, das sie — vielleicht als patriotische Kokarde — in das dunkle Haargewinde befestigt hat.

Nach den ersten Begrüßungen, bei welchen nach einer altherkömmlichen, nicht desto weniger aber höchst unverantwortlichen Sitte nur die Frauen und höchstens die jungen Buben von den Lippen der schönen Wirthin geküßt wurden, be-

treten wir, geführt von Imriža, das Innere des „Schlosses“.

Durch einen nicht sehr langen, von der Außenwelt bloß durch eine ziemlich durchsichtige Breterwand geschiedenen Gang gelangen wir an eine niedrige, seit mehren Menschenaltern gebräunte massive Eichenthür, durch welche wir, nachdem unsere Führerin sie geöffnet hat, gebeten werden einzutreten.

Wir sehen uns nun in einer weitläufigen, weißgetünchten, angenehm fühlen Stube, in die durch drei kleine, von Hollunderbüschen verdeckte Fenster die Sonne nur ein spärliches, aber sehr angenehm gründämmeriges Licht zu werfen vermag. Von dem braunen Gebälke der Decke hängen einige Hundert goldgelbe Maiskolben und zahlreiche Strähne Paprikakapseln (die Frucht des *Capsicum annum*) hernieder. Auf ein langes Bret längs der einen Wand ist eine förmliche Schlachtordnung von Flaschen voll eingesotenen Obstes postirt; Dinge, die uns fast veranlassen könnten, den Ort für eine Art Speisekammer oder Dörrstube zu halten, wenn nicht die rothgepolsterten Sessel und der mit allen Er-

fodernissen eines nach Landesbegriffen lucullischen Frühstück's beladene Tisch uns zu der richtigern Ansicht brächten, daß wir uns in dem Empfangs- und Frühstückszimmer von N . . . befänden.

Bei dem Frühstückstische, lieber Leser, wollen wir uns nicht erst aufhalten, da wir aus vielfacher Erfahrung zu gut wissen, daß selbst die niederländisch vollendetste Schilderung thauiger Himbeeren, duftiger Erdbeeren, glänzender Kirschchen und saftiger Feigen, sowie die Walter-Scottisch treueste Beschreibung der auß abenteuerlichste geformten Kuchen für den materiellen Abgang all dieser Köstlichkeiten nicht zu entschädigen vermag. Es genüge uns das Bewußtsein, in nichts, was irgend Jemand aus der muntern Gesellschaft leistete, um dem herrlichen Mahle die verdiente Anerkennung zu zollen, zurückgeblieben zu sein.

Der alte Freund des Gospon Kapetan selbst ist nicht zugegen. Wir erfahren aus dem Munde unserer schönen Wirthin, daß es ihm unmöglich sei, die Treppen herabzukommen, und daß er uns ersuche, sich nach eingenommenem Frühstück zu ihm ins erste Stockwerk

zu begeben, was wir denn auch sofort thun wollen.

Wir treten in eine Stube, deren Mitte ein langer, etwa für zwanzig Personen luxuriös gedeckter Tisch einnimmt.

An einem der Fenster, von dem aus man die Gegend weithinaus übersehen kann, finden wir den Hausherrn in einem großen, bequemen, auf Rädern beweglichen Lehnstuhl sitzend.

Es ist ein Greis von nahe an den Achtzigern, dessen funkelnde Augen im Vereine mit den lebendigen, fast ironisch scharfen Zügen des hagern Gesichts die Gicht zu verspotten scheinen, die ihm Hände und Füße schon seit zwanzig Jahren zu abgenutzten, unbrauchbaren Körperanhängseln umgeschaffen.

„Fürchten Sie nicht!“ ruft er uns schon von ferne entgegen und noch ehe wir Zeit haben ihn zuerst zu grüßen. „Ich habe sie nicht zu mir heraufbitten lassen, um mir ihren Rath zu erholen. Mir fehlt nichts als zwei Hände und zwei Füße, und da ich gelernt habe, auch ohne diese Appendices alt zu werden, bin ich übrigens vollkommen gesund und wohlauf! Sie

bringen mir Empfehlungen von meinem alten Bruder Kapetan —; das allein schon macht sie mir herzlich willkommen! Aber Sie reisen auch. Reisen macht froh; ich liebe die fröhlichen Leute, und jeder Fröhliche ist mein lieber Gast, so lange das Haus steht und ich darin herumkutschire. Den Händedruck . . . nehmen Sie ihn mündlich an! . . . Apropos! Ist das nicht ein herrliches Paar Rappen, das ich Ihnen entgegengeschickt habe? Ich habe es erst vor acht Tagen gekauft und habe eine wahre Freude daran. Jeden Morgen laß ich es anspannen und Zmriça muß damit ins Land hinunter. Da ist es denn ein wahrer Jubel, wenn ich hier vom Fenster aus zuschaue, wie die Dinger über die Pusta hinfliegen, wie vom Bogen geschneilt!“

Dieser Gleichmuth, ja diese Lebensfreude bei einem solchen körperlichen Zustande macht uns den greissen Fiskal zu einer in der That Respect einflößenden Erscheinung. Eine Verkümmernng wie die, die wir an ihm zu beobachten Gelegenheit haben, würde Jedermann unerträglich erscheinen müssen. Nur er scheint sich mit ihr gut zu vertragen, und während ein Anderer in sei-

ner Lage längst des Lebens überdrüssig geworden wäre, sich darauf eingerichtet zu haben den Rest der Lebensfreuden, der ihm noch erreichbar geblieben, mit weiser Zurückgezogenheit bis auf das letzte Krümchen und so lange als möglich zu genießen.

„Sehen Sie“, fährt er fort, „ich habe allen Grund mit mir zufrieden zu sein. Ich habe jeden Tag Gäste, also jeden Tag meine Ration Freuden. Die Leute sind so gut und kommen, wenn ich auch nicht wieder zu ihnen kommen kann. Und das ist doch ein Beweis, daß ich noch immer einen guten Spas zu machen verstehe; denn was ein echter Slavonier ist, kommt nur dorthin, wo er weiß, daß man lacht. Da haben Sie den Protopopen von W . . ., ein altes Faß, das schon ein paar meiner Fässer in sich aufgenommen hat, ohne geborsten zu sein; dann den Notarius von S . . ., junge Dauben, aber vielversprechend; dann den Postmeister von M . . . einen emeritirten Sereschaner, der mit dem Protopopen in ewigem Streite lebt, wer aus festerem Holze sei; dann haben Sie noch den Diakon aus D . . ., einen sehr gelehrten Mann,

der neun Sprachen spricht, aber doch nur in seiner Muttersprache trinkt; endlich ein paar Frauen aus der Nachbarschaft. Das sind meine fast täglichen Gäste. An Sonn- und Feiertagen require ich noch ein kleines Contingent aus der Umgegend und aus der Stadt dazu, und selten vergeht eine Woche, ohne daß es ein Billikum gäbe."

„Billikum!"

Wir müssen gestehen, daß uns dies räthselhafte, allen unserm philologischen Wissen hohnsprechende Wort nachgerade Verlegenheiten zu bereiten anfängt. Was ist das: „Billikum!" Ist es lateinisch, spanisch, griechisch, chaldäisch? Jeden Augenblick hören wir es nennen; was sollen wir uns darunter vorstellen? Vorderhand nichts Besseres, als eine unbekante Größe, deren Entwicklung wir getrost entgegensehen, und deren verzweifeltstem Namen wir mit einer diplomatischen Schwenkung aus dem Wege gehen wollen, indem wir, unsere Unwissenheit hinter eine artige Aufmerksamkeit verbergend, dem alten Manne sagen, daß wir es beneidenswerth finden, sich täglich so von frohen und geselligen Menschen

umgeben zu sehen, und daß wir uns insbeson-
dere auf die Bekanntschaft Derer unter ihnen
freuen, die seiner Familie angehören.

Was müssen wir bemerken? Die glänzenden
Augen des Alten verdüstern sich, seine Züge neh-
men einen wehmüthigen Ausdruck an. Gewiß,
wir haben eine Ungeschicklichkeit begangen, und
ohne es zu ahnen, eine schmerzliche Saite be-
rührt!

„Ja, Familie!“ beginnt er, nachdem er eine
Weile in den blauen Himmel hinausgesehen . . .
„Ich habe keine Familie. Imriža ist das A und
Z meiner Familie. Ich habe sehr viel Glück in
meinen Unternehmungen, aber keines in meinem
Hause gehabt.“

„Mein Vater war in Serbien drüben, in
einem Dorfe der Matschwa, Knes. Durch die
Türken um seine geringe Habe gebracht und
selbst an seinem Leben bedroht, verließ er das
Land und flüchtete sich nach Syrmien herüber,
wo er in einem der Monastire (Klöster) eine
kleine Bedienstung fand. Die Mönche des Klo-
sters fanden an mir, der ich damals noch ein
frischer Junge war, Gefallen, ertheilten mir

Unterricht im alten Kirchenlavischen, im Latein, in allerlei andern Wissenschaften und thaten mich zuletzt nach Carlowitz ins Gymnasium, um mich für ihren Stand heranzubilden. Hier, wo in der Umgebung des Patriarchen das Leben der Mönche sich doch noch einigermaßen annehmlich gestaltet, hätte die Aussicht, einst Archimandrit zu werden, mich vielleicht anlocken können, wenn ich mich nicht mit einem jungen Freunde zusammengethan und mit ihm den Entschluß gefaßt hätte, mein Glück statt im Kloster, im Leben zu versuchen. Mein junger Freund, der gegenwärtige Gospon Kapetan, war damals in der Militärschule. Als er ins Regiment einrückte und mit diesem nach Pest zu liegen kam, folgte ich ihm dahin und trat, da ich auf keine andere Weise mein Dasein zu fristen vermochte erschrecken Sie nicht in eine Rasirstube als Barbierjunge. Rasiren, das ist so eine Art Freikunst, mit welcher Sie Tausende meiner Landsleute ganz Oestreich durchwandern sehen können. Die Officinen von Pest und Wien sind fast ganz in ihren Händen, und sie stehen sich dabei ganz gut, denn ein raizischer Barbier ist

überall sehr geschätzt. In dieser Eigenschaft lernte mich ein alter hagestolzer Edelmann kennen, der gern etwas für mich gethan hätte. Da er aber wie Tausende von ungarischen Edelleuten eben weiter nichts als sein altes Nobilitätsdiplom besaß, so beschloß er wenigstens das mit mir zu theilen und adoptirte mich an Sohnes Statt. Nun stand mir eine Laufbahn offen, und ich warf den Streichriemen bei Seite, um nach dem ungarischen Rechte zu greifen und erst Jurat, dann Fiskal zu werden.“

„Sie wissen, daß nach der damaligen Verfassung die Fiskale dieselbe Praxis ausübten, die gegenwärtig den Advocaten zufällt. Als solcher nun kämpfte ich wie Hunderte meines Gleichen jahrelang mit Noth und Sorgen, bis ich so glücklich war, in einen sehr verwickelten Proceß hineingezogen zu werden, den ich denn auch dem Grafen B. gegen den Grafen D. gewann, und der nach erfolgter Klärung dies Schloß mit diesem Gute in meinem Papierkorbe liegen ließ. Solche Bodensätze und Niederschläge waren in dem ehemaligen ungarischen Proceßwesen nichts Seltenes. Ein zweiter, nicht minder einträglicher Proceß kam bald hin-

zu, und ich war ein gemachter Mann, hatte Haus und Grundstücke, dazu ein hübsches rundes Sümichen und konnte die Tochter eines Vicegespans als Frau heimsühren.“

„Meine Frau war eine städtisch erzogene Dame und ihre verwöhnten Nerven ertrugen nicht lange die Einsamkeit dieses Hauses. Sie starb nach zwei Jahren und ließ mich kinderlos.“

„Da machte ich mir Vorwürfe und sagte mir selbst: Du hast sie umgebracht; eine Dame gehört in die Stadt, und in den Hühnerhof von N. . . ein einfaches flavonisches Weib. Ein Jahr später machte ich das schönste Mädchen auf zehn Meilen im Umkreise, die Tochter eines Bauern, zu meiner Hausfrau.“

„Mochten nun die Städter und alle Fiskale des Landes sagen, was sie wollten, mein Weib war und blieb ein Weib vom Lande und für's Land, und trug sich wie alle andern Bauernweiber. Wenn ich an sie denke, da ist es mir noch immer, als sähe ich sie mit ihren großen schwarzen Zöpfen, mit ihrem rothseidenen Leibchen, mit ihrem blauen, faltenreichen Rocke und

dem weißtuchenen Ueberwurf durch diese Stube wandeln und walten . . .“

„Zwei Jahre lebten wir glücklich. Da setzten ihr die Frauen aus der Stadt und aus der Nachbarschaft, die uns zu besuchen pflegten, mit einem male ins Ohr, für eine Frau Fiskalin schicke sich nicht die Bauerntracht und sie müsse sich städtisch kleiden. Ich wollte das aber durchaus nicht leiden, und da gab es manche gereizte Stunde.“

„Eines Morgens gehe ich auf die Jagd. Seit einigen Nächten hatte mir von meiner ersten Frau geträumt, und ich wollte mich zerstreuen.“

„Todmüde kam ich spät Abends nach Hause, die letzte Ladung noch im Rohre. Wie ich die Thüre der untern Stube öffne, steht eine Gestalt vor dem Spiegel, vor deren Anblick ich entsezt zurückschaute. Es ist der Geist meiner ersten Frau! denk' ich; es war ihre Haltung, ihr städtischer Anzug, derselbe, in dem sie die letzten Tage ihres Lebens gegangen!“

„Wer bist du und was willst du? rief ich aus.“

„Die Gestalt wendet sich nicht um, sondern bleibt gegen den Spiegel gekehrt stehen und spricht lächelnd hinein: Gefall' ich dir?“

„Die Züge im Spiegel erscheinen mir als die Züge meiner ersten Frau . . . das Lächeln ist wie das ihrige . . . die Stimme ist wie die ihrige . . .“

„Zurück ins Grab! rufe ich aus, und lege, kaum wissend, daß ich es thue, den Stußen an.“

„Nemoj! Nemoj! Siehst du denn nicht, daß ich dein Weib bin? ruft die Gestalt und stürzt mit ausgebreiteten Armen auf mich zu.“

„Mich übermann't das Entsetzen . . . die Sinne schwinden mir . . . der Schuß fällt . . . und die Gestalt sinkt zu Boden.“

„Leute eilen herbei . . . man bringt Licht . . . die Leiche zu meinen Füßen ist — die meiner zweiten Frau —!“

Hier hält der Fiskal in seiner Erzählung inne. Er weint nicht; seine Augen werden nicht einmal feucht; aber in seinen Zügen liegt aller

Schmerz und alle Trauer einer erschütternden Erinnerung.

Nach einer Weile ermannt er sich wieder, und fährt, in seiner humoristischen Weise über sich selbst spöttelnd, fort: „Sehen Sie, der Himmel hat mich so lieb, daß er mich nicht einmal beten läßt. Ich hätte so gern die Hände gefaltet . . . aber ich kann nicht!“ — —

Man klopft.

Die Gäste aus dem Frühstückszimmer, geführt von Imrişa, treten ein, und in dem nächsten Augenblicke wieder ist der Fiskal der freundliche Alte von jeher, und sagt den Frauen, die an seinen Räderstuhl herantreten, Schönheiten, und spricht mit den Männern von der muthmaßlichen Weinlese, vom Stande des Kukuruz; dann von der neuen Organisation des Landes, von den Türken, von den Russen.

Als die allerneuesten unter den Gästen hält es Imrişa für ihre Pflicht, uns mit den weitern Räumlichkeiten bekannt zu machen. Wir müssen alle Zimmer durchwandern, Keller und Garten besehen, die Pflaumenbäume loben, die jungen Truthühner liebenswürdig finden, und

auf die Bemerkung, daß der alte Mann mit dem weißen Schnurrbarte, den wir unter einem Fliederbusche im Garten sitzend und damit beschäftigt finden, sich aus einer Gattung ellenlangen Grases einen neuen Mantel zu binden, uns seines halbwildten Aussehens wegen sehr interessire, erfahren, daß dies ein Montenegriner, Panta (Abkürzung von Panteleimon) mit Namen sei, der seit einigen Jahren hier volles „Bilikumsrecht“ genieße.

Als die Serben in Carlowitz und in ganz Syrmien zu den Waffen griffen, um gegen die Ungarn zu Felde zu ziehen, war er aus Bosnien herübergekommen, um sich ihnen anzuschließen. Er soll wahre Wunder der Tapferkeit, aber auch der Grausamkeit verübt haben. Einem Commando hatte er sich nie fügen wollen, sondern zog mit seiner langen Damascenerflinte und seinen Pistolen dorthin, wohin es ihm beliebte und wo man eben kämpfte, um auf eigene Faust mitzukämpfen. Hatte er in den Reihen einer Abtheilung gefochten und bezog diese irgendwo ein Lager und blieb einige Tage unthätig, so nahm er seine „Damascenerin“ über

die Schulter und ging zu einem andern Trupp, der eben dem Feinde gegenüberstand oder gerade gegen ihn auszog. Alle Versuche, ihn irgendwo festzuhalten, waren fruchtlos. Er suchte eben nichts als Kampf und Todtschlag.

Die Kaltblütigkeit, mit der er oft ganz allein einem ganzen Haufen von Feinden gegenüberstand, machte ihn bald zum Schrecken seiner Gegner und zu einer Art Berühmtheit im serbischen Lager. Nicht einen Augenblick z. B., und mochte man von früh bis in die sinkende Nacht hinein im Feuer stehen, kam ihm der Tschibuk von der Seite oder ließ er diesen ausgehen. Ob er angriff, ob er zurückwich, immer mußte er dabei seinen brennenden Tschibuk im Munde haben.

Als er einmal mit einigen Serbiern hinter einem Gebüsch auf Vorposten lag, rettete er sich und seinen Begleitern sogar mit dem Tschibuk das Leben. Eine Schar von Feinden brach plötzlich aus einem nahen Gehölz hervor, und machte Anstalt, sich auf den Vorposten zu stürzen. Da der Feind mindestens zehn mal überlegen war, so erhoben sich die Serbier und wollten, nach-

dem sie einige Schüsse abgefeuert, die Flucht ergreifen. Panta aber, der sich eben seinen Tschibuk stopfte, ließ sie feuern, ließ auch den Feind Feuer geben, ohne sich im mindesten darum zu kümmern. Als aber seine Kameraden, da die Feinde immer näher rückten, auszureißen anfangen und ihn auffoderten, mit zu fliehen, erhob er sich ganz gleichmüthig, hielt seinen Tschibuk in die Höhe und rief den Feinden zu: „Unartige Bengel ihr, daß ihr einem edeln Junak (Helden) nicht einmal Zeit laßt, sich seinen Tschibuk anzubrennen! Wißt ihr denn nicht, daß Panta erst seinen Taback haben muß, ehe er mit euch ehrlich fechten kann? Wartet nur, bis mein Tschibuk brennt, dann will ich euch Eins aufbrennen, daß euch die Lust zu solchen Ungezogenheiten für alle Zeiten vergeht!“ Die Feinde, da sie ihn gewahrten, stoben wie der Blitz in das Gehölz zurück, und Panta mit den Seinen machte sich rauchend aus dem Staube.

Außer seinem Tschibuk verdankt er seine Berühmtheit dem Kopfabschneiden. Dieser grauenhaften Barbarei an den getödteten Feinden ging er mit einer Leidenschaft nach, die ihn selbst

seinen Kameraden entseztlich machte, und ihm den Namen „Panta der Kopfabschneider“ eintrug. Wenn Panta einmal einen Tag nicht ein paar Köpfe abgeschnitten hatte, so wurde er melancholisch und ging kopfhängerisch umher. Sollte er guter Dinge sein, so mußte es Köpfe geben.

Nach dem Gefechte sah man ihn oft halbe Tage lang auf dem Schlachtfelde umherstreifen und an den Leichen der Feinde, die liegen geblieben waren, seine grauenvolle Leidenschaft üben. Kein Verbot, keine Drohung vermochte ihn davon abzuhalten. Als einmal am Tage nach einem Treffen, in welchem einer der feindlichen Anführer gefallen sein sollte, sich im Lager plötzlich das Gerücht verbreitete, dieser lebe und sei sogar gesehen worden, und der serbische Commandant im Lager umherging, um selbst darüber Erkundigungen einzuziehen, trat ihm Panta entgegen und sprach: „Herr, glaubt es nicht; er ist todt wie seines Urgroßvaters Großvater!“

„Weißt du das so gewiß?“

„Wie sollt' ich nicht! Kennt Ihr das, Herr?“

Dabei brachte er aus seiner Futtertasche einen Kopf zum Vorschein, den Jedermann sogleich als den des feindlichen Führers erkannte.

Nachdem der Krieg beendet war und es somit nichts mehr zu kämpfen und keine Köpfe abzuschneiden gab, war er eine zeitlang in Lande umhergezogen, um die Gastfreundschaft bald dieses, bald jenes ehemaligen Waffengeführten in Anspruch zu nehmen. Die Polizei aber, die sich nach Wiederherstellung der Ruhe mit der neuen Ordnung der Dinge hier zu organisiren begann, wollte diesem fahrenden Heldenthume keinen Gefallen abgewinnen, und so eifrig er auch für das legitime Princip thätig gewesen, es konnte ihn nicht vor dem Schicksale bewahren die Weisung zu erhalten, ein Land zu meiden, um welches die unzweifelhaftesten Verdienste sich erworben zu haben er überzeugt war. Wahrscheinlich hätte er dieser Aufforderung auch wirklich nachkommen müssen, wenn ihn nicht sein guter Stern nach N. . . geführt hätte, wo der alte Fiskal sich seiner annahm und ihm versuchsweise die Aufsicht über einen Theil seiner Felder übertrug, und als er ihn näher kennen

gelernt, sogar das Bilikum gab, in Folge dessen er nun Schloß N... so lange es ihm beliebt als sein Asyl, als eine zweite Heimat betrachten durfte.

In der That auch, versichert Imriža, habe der sonst so unheimliche Alte während der ganzen Zeit das in ihn gesetzte Vertrauen nicht durch das Geringste getäuscht. So schauerlich der Ruf ist, den er aus den Kämpfen mitbrachte, so friedfertig, ruhig und selbst weichmüthig hat er sich, seitdem es keinen Krieg mehr gibt, bei jedem Anlasse bewiesen. Wenn man ihn so sehe, wie er still und in sich gekehrt einhergeht, durch die Felder streift, die Pferde abwartet, tausend kleine Dienste mit der größten Bereitwilligkeit verrichtet, nie mit Jemandem einen Streit hat, vielweniger irgend wem etwas zu Leide thut, sollte man gar nicht glauben, daß dies derselbe Panta sei, der sich in gesprächigen Augenblicken damit rühmt, Zeit seines Lebens einhundert und achtzig Feinde getödtet und gegen zweitausend Köpfe abgeschnitten zu haben. Im Schlosse habe man sich bereits so sehr an ihn gewöhnt, daß man ihn nicht gern vermissen würde. Selbst der „alte Herr“

habe ihn gern um sich, und liebe es, sich von ihm schauerliche Kampfgeschichten aus Montenegro erzählen und alte Heldenlieder vorsingen zu lassen, deren er eine große Anzahl auswendig wisse. Seit einiger Zeit jedoch, namentlich seitdem der Krieg zwischen Rußland und der Türkei ausgebrochen, gehe er wieder so melancholisch umher, daß man jeden Augenblick darauf gefaßt sein müsse, ihn wieder abziehen zu sehen — um Köpfe abzuschneiden.

Mittlerweile ist es Speisezeit geworden und wir wenden uns von dem abenteuerlichen Kephilotomen ab, um uns in das obere Zimmer zurückzugeben, wo wir die Gäste vollzählig beisammen und damit beschäftigt finden, die Stühle zu rücken, die prächtigen Teller und die kunstreich gefalteten Servietten zu bewundern; Zeichen, die unzweifelhaft darauf hindeuten, daß man bereits alle Lust habe, sich derselben zu bedienen.

In Wirklichkeit auch ist bereits Alles zum Beginn gerüstet und man erwartet nur noch die unentbehrliche Trias des Protopopen von B..., des emeritirten Serefschaner-Postmeisters von M... und des gelehrten Diakons von D....

Endlich kommen auch diese heiligen drei Könige vom Syrmierlande am Fuße der Anhöhe zum Vorschein. Eine freudige Aufregung geht bei ihrem Anblick durch die Gesellschaft. Man rückt lebhafter als bisher mit den Stühlen; man drängt sich ans Fenster, sie zu begrüßen; man winkt ihnen, ihre Schritte zu beschleunigen, und wir unsers Theils nehmen die Gelegenheit wahr, sie, während sie heranklimmen, etwas näher in Augenschein zu nehmen.

Voran schreitet der Diakon, der offenbar am leichtesten Befußte von den Dreien, hinter ihm der Sereschaner und zuletzt kocht das alte Faß, das schon so viele Fässer in sich aufgenommen, der Protopope empor.

Eine Weile noch und sie treten ein, bewillkommt vom lauten Zuruf der Anwesenden. Ihnen auf dem Fuße folgten die Suppenschüsseln, aufgetragen von drei weitbehoften Burschen, die, sobald sie ihre dampfende Last niedergesetzt, den Fiskal an die oberste Stelle der Tafel schieben.

Der Sereschaner schleudert treuherzig mit seiner Rechten umher, schüttelt Jedem die Hand, dem Fiskal den Schlafrockärmel und gibt die

tröstliche Versicherung ab, er sei nicht allein zu essen gekommen, sondern auch zu trinken und was er aus Rücksicht des letztern im erstern zu wenig leisten werde, das werden seine Frau und seine beiden Jungen nachzuholen bemüht sein, die zuverlässig kommen würden, sobald die „vermaledeite“ Post vorüber sei; worauf er sich in einen Sessel wirft und sich den Speise-Apparat zurecht macht.

Der Protopope, eine kleine, in der That faßförmige Gestalt mit einem rothen, von einem dreifachen Goderwalle umgrenzten Gesichte und so dünnen Beinen, daß man bei jedem Schritte ihrem Zusammenbrechen unter dem umfangreichen Leibe entgegensehen zu müssen glaubt, strengt sich sichtlich an, um das ehrwürdige Aussehen, das seine kornblumenblaue Sommerkutte im Vereine mit seiner Gestalt allerdings nicht hervorzubringen geeignet ist und dessen er doch von Sonntags- und Amtswegen benöthigt, durch eine strenge Haltung seiner Züge zu ersetzen, was er durch ein eigenthümliches Runzeln der Stirn und heiliges Emporzwinfern der Augenbrauen, sowie durch ein zum Ruß bereitetes Ausstrecken der

Hand am sichersten zu erzielen glaubt, ohne daß dieser letztern die Lippen Jemandes Andern als der drei Burschen den erwarteten Tribut zu zollen sich veranlaßt sehen.

Eine nicht minder heilige Haltung sucht der hinter ihm stehende Diakon zu behaupten. Eine schwächliche, fast noch einmal so hohe Gestalt als der Pfarrer, beugt er sich über den letztern mit dem Ausdruck aller Demuth, deren ein hageres, abgeblaßtes Gesicht fähig ist, das den Blicken nicht zu verbieten vermag, nebenbei mit Sehnsucht und stillem Begehren nach der reichbesetzten Tafel hinüberzuschielen, indem er mit beiden Händen den Hut an jene Gegend andrückt, welche sentimentale Leute die Brust nennen, von der wir aber sehr wohl wissen, daß sie die des Magens sei.

Hierauf nehmen auch die beiden würdigen Repräsentanten der Kirche ihre Plätze ein, der Protopope zur Rechten des Fiskalen an unserer Seite, der Diakon zu dessen Linken neben dem Sereschaner.

Ordnung und Gesetzhlichkeit sind die Seele einer jeden großen Unternehmung. Diese große

Wahrheit hat in Slavonien, namentlich in Bezug auf Gastereien längst ihre Anerkennung und Anwendung gefunden. Auch an der Tafel, an der wir uns eben niederließen, soll sie nicht außer Acht gelassen werden. Es ist nun einmal in der Natur der Dinge so: die Menge will und daher muß sie auch regiert werden, sonst stürmt sie mit Allem darunter und darüber; und soll bei zunehmender Lebendigkeit nicht auch in unserer Gesellschaft die furchtbarste Anarchie einreißen, so ist es nur klug und recht, daß der althergebrachten Sitte gemäß unter dem unscheinbaren Titel des „Hausheern“ ein Dictator ernannt werde.

Dictatoren nun pflegt man allerdings nur in Zeiten der Gefahr zu ernennen. Unsere Gasterei aber für eine solche Zeit zu erkennen, ist durch die Aussicht, die der Fiskal auf einige Eimer seines Kellers eröffnet, vollkommen gerechtfertigt, und es zeigt daher von ebenso viel Weisheit als Selbstkenntniß von Seite der Gesellschaft, daß sie, noch ehe die Stunde kam, da die Schleusen des goldenen Meeres sich aufthun sollen, mit Stimmeneinhelligkeit das Regiment

über sich dem hoffnungsvollen Notarius überträgt.

Der „Hausherr“, lieber Leser, ist unter diesem milden Titel der Tyrann des Tisches; es geht das mit diesem wie mit manchem andern mildklingenden Titel. Es ist gut, daß du dies in vornherein wissest, damit dich nichts befremde. Seinen Befehlen unbedingten Gehorsam zu leisten, ist Pflicht eines jeden Tischgenossen. Neben wem er dich setzen heißt, neben dem mußt du sitzen. Was er dir vorlegen läßt, das mußt du essen, und so viel er dir einschenken läßt, so viel mußt du trinken. Wolltest du ohne seine Erlaubniß aufstehen und dich dem Gastmahle entziehen, arg verstossen würdest du gegen Sitte und Gesetz. Er bringt die Toaste aus, er theilt dir die Dame zu, für die du zu sorgen hast, bei ihm mußt du anhalten, wenn du sprechen willst. So lange er nicht die Mahlzeit für aufgehoben erklärt, dauert sie fort und wäre es bis in den andern Tag hinein.

Der für den vorliegenden Fall erwählte „Hausherr“ ist ein Mann, den wir seinem Amte vollkommen gewachsen nennen müssen, und es

hat fast den Anschein, als wäre er gesonnen, sich nach allen Seiten hin thatsächlich als einen solchen zu bewähren.

Für's Erste, erklärt er, müsse er besorgt sein, der heiligen Pflicht des „Bilikum“ nachzukommen.

Der Protopope lüftet sein Käppchen bei dieser Erklärung und zwinkert zustimmend mit den Augen. Der Diakon drückt die zusammengeballten Hände demüthig an den Magen, und der Serejschaner säubert zum Zeichen, daß er wohl wisse, der Beeilung des Hausherrn liegen ganz andere Motive als die alleinige Heiligkeit der Pflicht zu Grunde, sein Glas mit der Serviette; denn die „Bilikums“ sind für den Mann vom Fache das untrügliche Signal für den Beginn des Trinkgelages.

Einer der weithostigen Burschen stellt auf einen Wink des Fiskals etwa fünf bis sechs kunstvoll geformte Glasbecher von sehr verschiedener Größe vor den „Hausherrn“; ein anderer setzt eine Sechsmasßkanne des feurigsten Rothweins vor ihn auf den Tisch. Hierauf erhebt sich der Notar und beginnt:

„Das Frühjahr ist zu Ende und eh' wir uns

umschauen braucht der Wirth Platz in seinem Keller für den neuen Wein. Als redliche Nachbarn müssen wir ihm daher helfen bei Zeiten den alten hinaus schaffen, und daran wollen wir denn heute wacker Hand legen. Den ersten Trunk aber sollen unsere neuen Gäste haben, damit es ihnen unter uns heimisch werde und sie sich fortan als wie zu uns gehörend betrachten!“

Kein Zweifel — das gilt uns.

„Nun aber sagt mir, liebe Gäste“, fährt der Notar fort, „seid ihr Meister oder Lehrlinge? Hier stehen sechs Becher vor mir. Der größte faßt die Kleinigkeit von einer Maß, der kleinste einen Ripp, den man Seidel nennt. Die mittlern fassen anderthalb Seidel, dann zwei, dann dritthalb, dann drei. Welchen soll ich für euch füllen?“

Ehe wir noch antworten können, hat der Serechaner den Maßbecher vorgeschoben. Ein geringerer, meinte er, sei nicht erst der Mühe des Einschenkens werth und wäre geradezu eine Beleidigung für uns; denn so groß wie der Becher, so groß die Ehre, das wisse jedes Kind!

Die Gutsfrau, die uns gegenüber sitzt, meint, Fremde hätten von jeher einen Anspruch auf Nachsicht gehabt, und schlägt den Zweiseidelbecher vor.

Darüber entspinnt sich nun ein Streit unter der Gesellschaft, den der Fiskal dadurch beizulegen sucht, daß er sich im Sinne der Dame für das kleinere Quantum entscheidet, Imriza aber thatsächlich dadurch beendigt, daß sie dem Notar alle Becher bis auf den kleinsten unter den Händen verschwinden zu machen weiß, sodaß ihm am Ende nichts Anderes übrig bleibt, als diesen zu füllen und in seinem Sermon folgendermaßen fortzufahren:

„Hier also reich' ich euch den ersten Becher Weines unter diesem Dache und befehle euch, ihn mit einem Ansaß zu leeren. Thut es aber mit Andacht, und bedenkt, was ihr dadurch erlangt! Dieser Trunk gibt euch die Schlüssel dieses Hauses in die Hand. Von jetzt an mögt ihr kommen bei Tag oder bei Nacht, zu welcher Jahreszeit und zu welcher Stunde ihr wollt, ihr mögt reich sein oder arm werden, gesund bleiben oder erkranken, euch vor Feinden bergen,

oder was oft noch nöthiger ist, vor Freunden, dies Haus steht euch immer offen, und ihr werdet darin finden: wenn kein Flaumenbett, so doch ein Bund Stroh, wenn keinen Braten, so doch ein Stück Brot, und wenn nicht zwei Gläser Wein, so doch eins! Uebrigens benützt es immer und braucht es nie! Živio!“

„Živio!“ wiederholt die Gesellschaft, der „Hausherr“ reicht uns den Becher, und ist das „Bilikum“ auch kein romantisches Abenteuer, wie du es, lieber Leser, vielleicht erwartet, so ist es doch ein schöner Brauch, und wir folgen ebenso wol einem natürlichen Drange als der üblichen Sitte, wenn wir das dargebrachte „Bilikum“ dankbar annehmen und durch das Versprechen erwidern, wenn wir jemals wieder in diese Gegend kämen, gewiß nicht zu unterlassen, davon Gebrauch zu machen.

Wir haben dafür die Anerkennung, daß uns die ganze Gesellschaft noch drei donnernde Živios zuruft, und der Fiskal, indem er die Invalideität seiner Hände bedauert, uns seinen Händedruck durch Imriža entbieten läßt, was wir uns herzlich gern gefallen lassen, und was nicht wenig

dazu beiträgt, uns in dem Räthselworte „Bili-
fum“ das einfache, deutsche Herzenswort — „Will-
komm!“ — erkennen zu lassen.

Der Notar, nachdem er seines Amtes auf
eine so glänzende Weise gehandelt, zögert nun
keinen Augenblick, dessen ihm ungleich wichtigern
Theil in Vollzug zu setzen, und nimmt sofort die
Leitung des Kruges in die Hand.

Nun sehen wir auf sein Geheiß einen Becher
nach dem andern sich füllen, um, so lange die
Geister noch in ihren Fugen sind, ans Ausbringen
der Trinksprüche zu schreiten.

Zuerst erhebt er sich selbst und bringt die
Paare aus. Dies Zusammenstellen der Paare
nach eigenem Ermessen, ist, wie wir bereits an-
gedeutet haben, ein unbestrittenes Recht des
„Hausherrn“, daß ebenso viel Anlaß zu den
komischsten Combinationen als zu den maliciöse-
sten Anspielungen auf geheime Verhältnisse gibt,
und oft nicht wenig dazu beiträgt, die Gesellschaft
in die heiterste Stimmung zu versetzen. Die
allgemeine Heiterkeit ist daher auch nicht gering,
als er, nachdem er den greisen Fiskal mit der
benachbarten Gutsfrau hat hoch leben und Imrixa

unserm Schutze hatte empfohlen sein lassen, einen riesigen Becher bis an die Decke erhebt und ausruft:

„Hoch leben der ehrwürdige Herr Protopop und die tugendsame Frau Postmeisteriza! Auf ein Leben wie zwischen zwei heiligen Tauben! Gromovito!“

Der Sereſchaner schlägt eine donnernde Lache auf und mit seinem Glase so gewaltig auf den Tisch, daß es zur Erhöhung der allgemeinen Heiterkeit in Scherben springt.

Der Protopope aber zwinkert wieder andächtig mit den Augen, indeß sich der Diakon unbemerkt zu erheben und aus dem Staube zu machen sucht, um einem Toaste auf seine kleine Wichtigkeit zu entgehen.

Wollte der gute Mann gewissen Anspielungen entgehen, so können wir nicht sagen, daß er das gut angestellt habe. Still wie er da saß, wäre ihm dies vielleicht gelungen. Nun, da er durch ein unerhörtes Vergehen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt, hat er das Gefürchtete nur um so sicherer gegen sich heraufbeschworen.

„Wer hat Euch aufzustehen erlaubt?“ zürnt ihn der Haus tyrann auf seinen Platz wieder nieder. „Ich befehle Euch sitzen zu bleiben und aus Strafe werdet Ihr auf Eures Liebchens Gesundheit ein halbes Maßglas leeren! Es lebe der hochhehrsame Herr Diakon und sein trautes Herzenslieb . . . die Frau Popin! Gromovito!“

„Gromovito!“ stimmt die ganze Gesellschaft ein, und der Diakon, indem er dankend sich tiefmöglichst verneigt, versucht seine Verlegenheit unter den freundlichsten Gesichtsfalten zu verbergen, hebt, ohne dem heiligen Ausdruck seiner Mienen zu viel Abbruch zu thun, den Becher und läßt in stiller Ergebung in sein Geschick den Inhalt desselben bis auf den letzten Tropfen in sein Innerstes hinabgleiten.

Der ceremonielle Theil ist nun abgethan und der Notar fängt an, es auf die drei notorischen Trinkheroen des Tisches abzusehen, auf den Protopopen nämlich, auf den Diakon und auf den Sereschaner. Es entgeht uns nicht, daß er diesen nur deshalb so ununterbrochen und in so großen Quantitäten einschenken läßt, um

sie, was man in der Kunstsprache so nennt, „systematisch zuzudecken“.

Während die Wangen des Protopopen höher zu glühen beginnen, das andächtige Zwinkern seiner Augen allmählig in ein glänzendes Rollen übergegangen ist und er sich genöthigt sieht, Rock und Kollar als raumbeengende Fesseln abzulegen, sehen wir den Diakon sein Geschick mit christlicher Fügung tragen, und der Frau Popin, zu welcher ihn ein unwiderstehlicher Zug ebenfalls des Geschickes hinzuziehen scheint, zu wiederholten malen versichern, daß er sich sehr wohl befinde, daß ihm durchaus nicht übel sei, und daß er außer einer unbeschreiblichen Affection für sie, nichts weiter als ein „höchst schwermüthiges Magendrücken“ empfinde.

Um so ungestümer geberdet sich der Serechaner. Er raisonnirt, er beklagt sich über den Verfall der Sitten und der Zeiten, klagt den Notar der Parteilichkeit und der Immoralität an, weil er uns mit dem Bilikum so leicht durchkommen lassen, und prophezeit auf Grund dessen den unausbleiblichen Weltuntergang.

„Das waren andere Zeiten“, erinnert er den

Fiskal, als der Stuhlrichter von M., an derselben Stelle sitzend wo ich heute sitze, einen ganzen Kübel Wein als Bilikum hat austrinken müssen, nicht aber einen Fingerhut, wie der unmoralische Mensch von Notar deinen Gästen eben zugesprochen! Doch — reden wir gar nicht davon! Ein Notar weiß nichts von Moral und noch weniger von jenem goldenen Spruche, den, wie mir der Protopop einmal gesagt, ein gewisser Herr Philosoph einst ausgesprochen hat. Man lebt nicht um zu essen; man ißt, um zu trinken! Goldene Worte das! Aber was weiß so ein unmoralischer Mensch davon!“

Darauf folgt ein Trunk, der einem Cyclopen Ehre gemacht hätte, und eine in der Erinnerung schwelgende Auseinandersetzung, wie es ein Hauptspass gewesen sei, als man dem Stuhlrichter, da er nicht mehr trinken konnte, den Wein aus lauter Brüderlichkeit mittels eines Trichters eingefloßt habe. Das sei noch eine Zeit gewesen, wo es Kunsttrinker gab, wo man trinken gelehrt und gelernt habe; und wenn der Protopop nicht wäre, der immer noch sein halbes Eimerchen auf einen Sitz verträge, so gäbe es auf zwanzig Meilen im

Umkreise gar keine Autorität mehr. Das glorreiche Metier der „Trinkreisenden“, die mit ihrer Kunst zur Erbauung und Aneiferung aller redlichen Leute von Gasterei zu Gasterei pilgerten und von ihr lebten, sowie sie auch selig an ihr starben, sei leider vollends ausgestorben. Indes meine er, es mit dem Protopopen immer noch aufnehmen zu können, und wenn dieser es nicht glauben wolle, so sei er sogar erbötig, mit ihm eine Wette einzugehen.

Der Notar läßt sich einen so herrlichen Anlaß nicht wieder entschlüpfen und meint, was einmal ausgesprochen sei, das müsse auch ins Werk gesetzt werden; dazu sei er da.

„Gut!“ ruft der Serefschaner aus. „Ich trinke Wein, der Protopop trinkt Wasser, und wir wollen einmal sehen, wer festere Reisen hat!“

Der Pfarrer meint, Wasser trinken sei zwar vom Bösen, indessen wolle er in *majorem Dei gloriam* in die Wette eingehen.

„Wer verspielt, der muß eine Predigt halten!“ setzt der Notar fest, und auch dazu ist der Protopope zufrieden.

Im nächsten Augenblick sind zwei gleich große

Kannen auf den Tisch gestellt, die eine mit Wein, die andere mit Wasser gefüllt, und Protopope und Sereschaner rüsten sich zum edlen Wettstreit, indem sie sich zwei gleich große Gläser reichen lassen.

Allgemeine Spannung.

Der Notar commandirt: „Eins! Zwei! Drei!“ und wie auf einen Wink sind die ersten Gläser geleert, um sogleich wieder gefüllt zu werden.

Neuerliches Commando und wieder sind die Gläser leer.

„Fünf mal ziehn die Helden so vom Leder,
Fünf mal aneinander sprühn die Waffen,
Fünf mal schon begann der Kampf vom neuen“;

das Angesicht des Sereschaners röthet sich

„Gleich der Sonne über'm Meere,
Wenn sie in die Fluten taucht“;

seine Augen funkeln

„Feuerkugeln, die sich drehn im Kreise“,

und Niemand zweifelt, daß er nach dem nächsten Glase, wenn nicht freiwillig, so doch unfreiwillig von dem Zweikampfe werde abstehen müssen.

Das sechste Paar Gläser wird gefüllt, der

Notar commandirt wieder; schon hat es der Sere-
 schaner leer getrunken, als der Pfarrer mit einem
 allen Widerwillen seiner Seele verdollmetschenden
 „Brrrr!“ sein Glas mit dem Wasser zu Boden
 schlägt und sich für besiegt erklärt.

„Belzebub trinke sechs Gläser Wasser hinter-
 einander, nicht ein ehrlicher Mensch!“ ruft er
 aus. „Mit Wein, wenn Ihr wollt, Herr Post-
 meister, will ich Euch die Spitze bieten; aber
 mit Wasser . . . Puh! Der Mensch ist nicht
 da, einen Teich aus sich zu machen und Fische
 in seinem Innern zu nähren!“

XVI.

Im Garten von N... — Panta als Rhapsode. — Ein
Rundlied und andere.

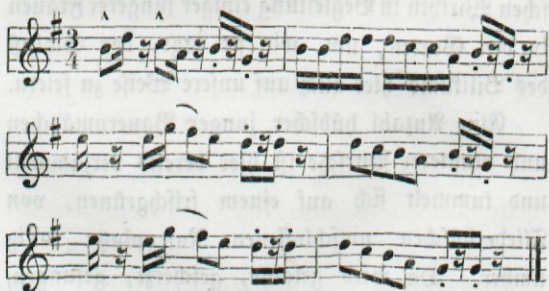
Inzwischen ist es Abend geworden. Der Notar kraft seiner Hausherrnvollmacht, der wol seine guten Gründe dazu gehabt, hat die Tafel aufgehoben und die Tischgesellschaft, wie sich von selbst versteht, mit Ausnahme der heiligen drei Könige, entlassen, und wir folgen unserer hübschen Wirthin in Begleitung einiger jüngerer Frauen in den Garten, um, wie sie sagt, den Schluß des Bilikums hier auch auf unsere Weise zu feiern.

Eine Anzahl hübscher junger Bauernmädchen und munterer Bursche ist hier bereits versammelt und tummelt sich auf einem frischgrünen, von Fliederbüschen umschlossenen Rasenplaze lustig umher. Da wird gelacht, gescherzt, gesungen,

Kolo getanzt, Haschens gespielt und alles Das durcheinander wie in einem kleinen Paradiese.

Einen Augenblick scheint unser Erscheinen das lustige Treiben unterbrechen zu wollen. Imrika jedoch weiß es bald wieder in seinen vorigen Gang zu bringen, was ihr am besten dadurch gelingt, daß sie ohne viele Umstände gleich selbst an der Unterhaltung theilnimmt, und ohne es zu wollen, bald der alleinige Mittelpunkt derselben wird.

Sie will es so und es darf sich Niemand stören lassen. So lacht man denn wieder, singt, jagt einander umher, das unterbrochene Kolo nimmt seinen weitem Fortgang, und der Bursche, der dazu auf seiner Feldpfeife aufblies, bläst lustig weiter. Erst langsam:



Dann rasch:

Three staves of musical notation in G major (one sharp) and 2/4 time. The first staff begins with a treble clef and a 2/4 time signature. The music consists of eighth and sixteenth notes, ending with a double bar line.

Dann noch rascher:

Four staves of musical notation in G major (one sharp) and 2/4 time. The music is more rhythmic, featuring many sixteenth notes and eighth notes, ending with a double bar line.

Da mit einem mal stimmen einige Mädchen, die unter einem der Fliederbüsche auf dem Rasen lagern, mit ihren hellen, klingenden Stimmen folgende Melodie an:

One staff of musical notation in G major (one sharp) and common time (C). The melody is written in a treble clef and includes a *ritardando* marking above the final notes.

Und besäße der Musikus in seiner Feldpfeife die Macht Oberon's, er vermöchte die Tänzer nicht mehr zusammenzuhalten. Wie auf einen Zauber- ruf stiebt das Kolo auseinander, und mit dem Rufe: „Singen! Singen!“ eilen Mädchen und Bursche nach der Stelle hin, woher die Melodie erklingen, lagern sich hier in bunten Gruppen im Kreise umher und „Singen! Singen!“ ist die allgemeine Losung.

Es entgeht uns nicht, daß es wieder Imriza ist, die diesen Umschwung herbeizuführen ver- standen. Die einfache Aeußerung von unserer Seite, daß es uns nicht unangenehm wäre, wenn es der Gesellschaft einfiel, einige Lieder zu singen, gab ihr dazu die Veranlassung.

So wollen wir uns denn niederlassen und zuhören!

Zuerst kommt auf den Vorschlag eines der Mädchen das Lied an die Reihe, wie ein Christen- mädchen die Zudringlichkeit eines türkischen Lieb- habers auf eine kluge Art abgewiesen und sich vor dem lästigen Freier für alle Zeit Ruhe ge- schafft habe.

Das Lied lautet:

Ausgespannt sind auf der Wiese
 Grüne Zelte,
 Drunter sprießen, sprießen üppig
 Grüne Gräser;
 Auf die Gräser sind gestreuet
 Rothe Rosen;
 Auf den Rosen ausgebreitet
 Seidne Polster;
 Auf den Polstern sitzt Tergetsche
 Der Maj-Beg.

Geht vorbei ein Christenmädchen,
 Hølet Wasser,
 Spricht Tergetsche zu ihr also,
 Der Maj-Beg:
 „Nicht so oft, o Christenmädchen,
 Hole Wasser!“

Ihm jedoch das Christenmädchen
 Drauf erwidert:
 „So die Mutter mir's befiehet,
 Will ich's holen,
 Will es holen, wahrlich, wär's auch
 Jeden Morgen!“

Da sie nun des andern Morgens
 Ging nach Wasser,
 Sieh, da faßt sie an den Armen
 Der Maj-Beg:
 „Steh' ein Weilchen, steh', o Narrchen,
 Christenmädchen,

Daß ich dir die Augen schaue,
 Schlehenaugen,
 Daß ich dir die Wangen küsse,
 Sonnenwangen,
 Daß ich sprech' zu deinen Lippen,
 Zuckerlippen!"

Ihm jedoch das Christenmädchen
 Drauf erwidert:
 „Wo doch sind mir die neun Brüder,
 Bactre Helden,
 Daß Zergetsche sie erfassen,
 Den Alaj-Beg,
 Und ihm legen schwere Ketten
 An die Hände?
 Und so ihnen Leid erregte
 Seine Jugend,
 Daß sie in die Macht ihn gäben
 Mir, dem Mädchen?"

Und der Beg, da er dies höret,
 Läßt das Mädchen,
 Ob des Mädchens Arme wären
 Heiße Messeln.
 Und das Mädchen — jeden Morgen
 Holt's nun Wasser!

Hierauf bringt einer der jungen Bursche das
 Lied in Vorschlag, wie es die jungen Mädchen,

von denen nun einmal nicht zu leugnen sei, daß sie es in Liebesangelegenheiten an Klugheit zwanzig Männern zuvorthun, anzustellen pflegen, um sich vor ihren Müttern nicht zu verrathen.

Das weibliche Contingent der Gesellschaft sträubt sich zwar so laut als möglich gegen die Annahme dieses Vorschlages, die Bursche aber achten darauf wenig, und während die Mädchen immer noch protestiren, haben wir bereits die Hälfte des Liedes gehört.

Es ist folgendes:

Einen trauten Liebsten hat das Mädchen.

Zehn mal Morgens an des Mädchens Hause,

Zehn mal Abends kommt er wol vorüber.

Spricht zu ihm das Mädchen weislich also:

„Geh', Geliebter, nicht so oft vorüber!

Leicht verdächtig könnt's der Mutter scheinen,

Könnst' zuletzt, daß wir uns lieben, meinen,

Wir, die wir uns niemals noch gesehen.

Uns in Allem — drei mal, glaub' ich, fügen.

Zählt' es Jemand, hundert mal wär's freilich,

Schrieb's wer nieder, ging's auch in die Tausend!“

Die kleine Malice war durchgesetzt, das gute Einvernehmen aber dadurch nicht nur nicht gestört, sondern wo möglich erst recht befestigt.

Das ist immer so. Ohne daß es erst einen kleinen Streit, eine kleine Neckerei gibt, kommt in einer Gesellschaft nicht leicht ein inniger Ton heraus. Hat man sich erst ein wenig geneckt, dann hat man sich um so lieber und hält um so traulicher zusammen. So ist es auch hier. Ein Lied folgt nun aufs andere. Bald sind wir nicht mehr im Stande zu folgen, und müssen schon zufrieden sein, wenn wir aus der Fülle kunstlos ausgesprochener Stimmungen und Empfindungen Einiges festzuhalten vermögen, was wir denn hier auch, so gut wir uns daran erinnern können, mittheilen wollen:

Mondenschein die ganze liebe Woche,
 Ich allein die ganze liebe Woche;
 Nur zwei Nächte noch, dann wollt' er kommen!
 Doch der Troßkopf, ob er auch wol Wort hält?
 Kommt er, — nun ich werd' ihn ab nicht weisen;
 Kommt er nicht — ich werd' ihn auch nicht bitten!

Sieben Tage gibt es in der Woche,
 Alle Tage sind von lautrem Silber,
 Nur der Samstag ist von lautrem Golde;
 Denn der Samstag bringt den schönen Sonntag,
 Und der Sonntag bringt den Herzgeliebten.

Sonne sinkt des Abends, wenn es Zeit ist,
 Daß mein Herzgeliebter zu mir komme;
 Mond geht unter Morgens, wenn es Zeit ist,
 Daß mein Herzgeliebter von mir gehe:
 Weid' im Dunkeln, daß ihn Niemand sehe!

Geh', Geliebter, geh' durch unsere Straße;
 Unser Haus steht an dem Rand der Straße.
 Wenn du nun vorüberkommst dem Hause,
 Und du siehst vor'm Hause Jemand Alten,
 Nimm den Hut ab, küß' die Hand ihm höflich,
 Frag' nach Allem; doch zuletzt erst frage:
 „Was denn macht auch Eure älteste Tochter,
 Eure Tochter, meine Herzgeliebte?“

Schmied, o Goldschmied, daß die Kunst dir wohl geh',
 Schmied aus Gold mir einen Herzgeliebten!
 Will ihn herzen, wie den Sohn die Mutter,
 Will ihn küssen, wie der Tag den Abend,
 Ihn umarmen, wie die Nacht den Morgen!

Mittlerweile ist auch der Mond aufgegangen
 und hat über die Gruppen der Singenden seine
 blassen Lichter ausgegossen.

In demselben Augenblick, da die letzten Töne
 des letzten Liedes aushallen, fallen seine vollen
 Strahlen auf einen der seitwärts sich ausbreiten-

den Fliederbüsche und lassen uns eine Gestalt entdecken, die sich hier im Schutze der dichten Zweige wol schon lange verborgen gehalten und dem Gesange gelauscht haben mochte.

An den verwilderten Zügen, an dem langhalmigen Grasmantel, mit dessen Anfertigung wir ihn heute Morgen beschäftigt fanden, erkennen wir — Panta.

Bei dem ersten Anblick dieser unheimlichen Erscheinung scheint die fröhliche Stimmung der Gesellschaft mit einem mal entschwinden zu wollen. Erschrocken blicken die Mädchen auf und selbst in den Gesichtern der kräftigen Bursche malt sich ein leises Grauen. Unwillkürlich hält sich Eines an das Andere und Einige machen sogar Anstalt aufzubrechen.

„Seid ihr thöricht?“ hält Imriğa diese zurück. „Hat denn der arme Mensch euch etwas zu Leide gethan? Geht er nicht wie ein Lamm umher? Und meint ihr, daß er sich aus irgend einem andern Grunde im Gebüsche verborgen, als um uns singen zu hören? Ihr solltet doch endlich einmal aufhören, euch vor ihm zu fürchten! Gleich will ich ihn selbst herbeiholen und hat er

uns singen gehört, so soll er uns dafür von seinen Liedern auch eins zum Besten geben!"

Einige der Mädchen scheinen mit diesem Vorhaben der jungen Herrin nicht einverstanden. Ehe sie jedoch ihre Einwendungen hervorzubringen vermögen, hat sich Imriža bereits erhoben und ist auf den Busch zugeeilt.

Im nächsten Augenblick sehen wir sie, Panta mit sich führend, zurückkehren.

Wir haben erst jetzt Gelegenheit, die Gestalt dieses grauenhaften Mannes uns näher zu betrachten. Klein, dürr, knochig wie er da vor uns steht und den bleichen Kopf auf die Brust hängen läßt, würden wir nie das in ihm gesucht haben, was wir nun von ihm wissen. Nicht einmal die Gesichtszüge scheinen von all' Dem etwas verrathen zu wollen, was im Wesen dieses Menschen sich bis zur Leidenschaft und Lust hinaufgesteigert hat; keine Miene läßt etwas von dem schauerlichen Geschäfte vermuthen, womit diese schlenkernden Arme sich zu befassen lieben. Selbst der verwilderte Ausdruck des Gesichts hat eher etwas Gutmüthiges, Humoristisches, Verschlagenes, als Abschreckendes, Abstoßendes. Was

die Leute vor ihm zurückscheuen macht, das ist gewiß nur der Ruf, der ihm voran- und nachgeht, nicht seine Persönlichkeit. Wir für unsern Theil sehen in ihm kein ungewöhnliches Monstrum, sondern nichts Anderes, als eben nur eine etwas excedirende Species des gesammten Montenegrinerthums. Gutmüthig, leutselig, gesangliebend, friedfertig im Frieden und Freunden gegenüber, unerbittlich, todesverachtend, humoristisch und grausam im Kriege und gegenüber dem Feinde, so ist mehr minder die Art Aller, die die schwarzen Berge bewohnen.

„Was soll ich hier?“ fragt Panta.

„Dich niedersetzen!“ erwidert Imriža.

„Bei Euch?“

„Bei uns!“

„Bei so hübschen Mädchen und so schmucken jungen Leuten, die so hübsch singen . . . ich?“

„Und die auch dich wollen singen hören!“

„Mich . . . singen? O, Ihr wißt recht gut, daß ich keine schöne Stimme habe und keine Lieder weiß, die für junge Leute passen, welche gern lieben und am liebsten von Küssen und schönen Augen hören! Was ich weiß, das sind nur alte

Geschichten; mitunter auch neue. Aber weder die alten noch die neuen taugen für lustige Kreise! — Was könnt' ich also singen, selbst wenn Ihr geduldig genug wäret, mich anzuhören?"

„Sing' uns z. B. wie Skutari erbaut worden! Weißt du? Dasselbe Lied, das du jüngst hier dem Schloßherrn vorsingen mußtest . . .“

„Wie Skutari erbaut worden? Dasselbe Skutari, das man von unsern schwarzen Bergen jenseit des Sees sieht und gegen dessen Pascha wir vor kurzem zu Felde gezogen? Hm! . . . Doch wenn du es hören willst und wenn es deinen Gästen nicht zu lang wird . . . mir soll es darauf nicht ankommen!“

Die erschrockenen Mädchen haben indessen Muth gefaßt, das Grauen in den Gesichtern der Burschen hat sich verloren, Panta muß sich bei uns niederlassen, und nach einer Weile, während welcher er sich zu sammeln und zu erinnern scheint, beginnt er in einem eigenthümlichen, halb singenden, halb recitirenden Tone:

Eine Burg bau'n drei geborne Brüder,
Leibesbrüder, Merlawa's drei Söhne; —
Wufaschin der König ist der eine,

Ugljesch der Wojwode ist der andre,
 Gofko der Merlawtschewitsch der dritte,
 Skadar bau'n sie am Bojanastrome.

Dreier Jahre Dauer bau'n die Brüder,
 Bau'n drei Jahr mit dreimal hundert Meistern,
 Können nicht des Baues Grund erheben,
 Wen'ger noch die Beste selbst vollenden,
 Was am Tag die klugen Meister bauen,
 Das zerstört die Wila stets zur Nachtzeit.

Als es so das vierte Jahr geworden,
 Ruft die Wila also aus der Wildniß:
 „Müh' dich, König Wufaschin, umsonst nicht!
 Müh' dich nicht, verschwende so viel Gut nicht!
 Nicht erheben wirst du je den Grundbau,
 Wen'ger noch die Beste selbst vollenden,
 Gh' du nicht die holden Namen auffandst,
 Beide Namen: Stojan und Stojana,
 Leibliche Geschwister beider Namen,
 Sie zu mauern in des Thurmes Grundbau.
 Denn nur dann wird sich der Grundbau halten,
 Dann nur wirst den Burgbau du vollenden!“

Da Wufaschin dieses hört, der König,
 Ruft herbei er Desmir den Diener:
 „Desmir, mein vielgeliebter Diener,
 Bis zur Stunde dientest du mir treulich;
 Doch von nun an, mein geliebter Diener,
 Sollst du, Söhnlein, sinke Kofse tummeln,

Mit dir tragen sechs Saumlasten Gutes,
 Hinziehn, Söhnlein, durch den weiten Weltraum,
 Und nach zwei der holdsten Namen forschen,
 Nach den Namen Stojan und Stojana,
 Leiblicher Geschwister beide Namen.

Kaufe sie! Entführ' sie, wenn es sein muß!
 Nur nach Skadar bringe mir die Beiden,
 Daß wir in des Baues Grund sie mauern,
 Ob sich dann der Grundbau uns erhalte,
 Ob wir dann den Burgbau wol vollenden!"

Desmir der Diener, da er's höret,
 Gehet zur Stell' und sattelt flinke Rosse,
 Trägt heraus sechs Saumeslasten Gutes,
 Zieht dann hin, durchzieht den weiten Weltraum,
 Forscht allüb'rall nach den holden Namen,
 Nach den Namen Stojan und Stojana.

Dreier Jahre Dauer forscht der Diener;
 Nicht vermag die Namen er zu finden,
 Nicht die Namen Stojan und Stojana,
 Leiblicher Geschwister beide Namen;
 Kehrt denn heim nach der Bojana Ufern,
 Bringt dem König Roß und Zügel rückwärts,
 Bringt zurück die Saumeslasten Gutes:
 „Hier, o König, Roß und Zügel wieder,
 Hier, o Herr, sechs Saumeslasten Gutes!
 Nirgend fand ich die zwei holden Namen,
 Die zwei Namen Stojan und Stojana,
 Leiblicher Geschwister beide Namen!"

Da dies höret Wufaschin der König,
 Ruft herbei er Nado, seinen Bauvogt,
 Nado ruft die dreimal hundert Meister,
 Und der König baut von neuem Skabar.

Er wol baut, doch niederreißt die Wila;
 Nicht erstehn läßt sie vom Grund den Grundbau,
 Wen'ger noch die Beste sich erheben.
 Endlich also ruft sie aus dem Bergwald:
 „Thor du, König Wufaschin, vernimmst du?
 Müß' dich nicht! Verschwend' umsonst dein Gut nicht!
 Nicht den Grundbau wirst du so erheben,
 Wen'ger noch die Beste selbst vollenden!
 Sieh! seid ihr nicht drei geborne Brüder?
 Ist bei jedem nicht ein treues Eh'weib?
 Wessen Eh'weib morgen an den Strom kommt,
 Und den Meistern bringt die Mittagsmahlzeit,
 Diese mauert in des Thurmes Grundbau;
 Denn nur dann wird sich der Grundbau halten,
 Dann nur wirst den Burgbau du vollenden!“

Da dies hört Wufaschin der König,
 Ruft herbei er seine beiden Brüder:
 „Hört mich an, ihr meine werthen Brüder!
 Aus dem Bergwald ruft uns zu die Wila,
 Fruchtlos sei es, was wir Gut verschwenden;
 Nicht erheben läßt sie uns den Grundbau,
 Wen'ger noch die Beste selbst vollenden!
 Also aber spricht des Waldes Wila:
 Drei geborne Leibesbrüder sei'n wir

Und bei jedem sei ein treues Eh'weib;
 Wessen Eh'weib morgen an den Strom kommt,
 Und den Meistern bringt die Mittagsmahlzeit,
 Sei gemauert in des Thurmes Grundbau;
 Denn nur dann wird sich der Grundbau halten
 Und nur dann der Beste Bau gedeihen.
 Darum, Brüder, so an Gott ihr festglaubt,
 Möge Keiner seinem Weib dies sagen!
 Heimgegeben mag's dem Zufall bleiben,
 Wessen Eh'weib morgen an den Strom kommt!"

Und bei Gottes Glauben schwören Alle,
 Daß es Keiner seinem Eh'weib sage;
 Gehn dann heimwärts nach den weißen Höfen,
 Sigen hin, ihr Herrenmahl zu speisen,
 Und zur Frau'n geht Jeder in die Kammer.

Doch nun sieh, welch Wunder sich ereignet!
 Treulos bricht den Eid zuerst der König,
 Spricht also zu seinem treuen Eh'weib:
 „Hüte dich, du mein getreues Eh'weib,
 Daß du morgen an den Strom nicht kommest,
 Nicht den Meistern bringst die Mittagsmahlzeit!
 Mit dem Leben würdest du es büßen,
 In den Grundbau würden sie dich mauern!"

Auch Ugljescha hält nicht fest am Eide,
 Spricht also zu seiner treuen Liebsten:
 „Laß, o Liebste, laß dich nicht bethören,
 Wolle morgen an den Strom nicht kommen,
 Rapper. II.

Nicht den Meistern bringen hin die Mahlzeit!
Denn so jung du bist, du müßtest sterben,
In den Grundbau würden sie dich mauern!“

Gojko nur, der jüngste, bricht den Eid nicht,
Spricht von nichts zu seiner jungen Eh'frau.

Als es Morgens Morgen war geworden,
Heben die drei Brüder sich vom Lager,
Gehn zur Beste, gehn an die Bojana.

Bald auch kam die Zeit der Mittagsmahlzeit,
Und die Reih' ist an des Königs Frauen;
Diese aber geht zu ihrer Schwäg'rin,
Ihrer Schwäg'rin, Ugljesch's jungem Eh'weib:
„Höre mich, du meine liebe Schwäg'rin,
Seltsam Weh hält mir das Haupt befangen.
Mögst du wohl sein; ich verschmerz' es nimmer.
Bring' den Meistern heute du das Mahl hin!“

Drauf jedoch erwidert Ugljesch's Eh'weib:
„Seltsam! Mir auch schmerzt die linke Hand just!
Mögst du wohl sein; ich verwind' es nimmer.
Geh denn hin und send' die jüngste Schwäg'rin!“

Und die Kön'gin geht zur jüngsten Schwäg'rin:
„Liebste Schwäg'rin, Gojko's junge Eh'frau,
Seltsam Weh hält mir das Haupt befangen.
Mögst du wohl sein; ich jedoch verwind's nicht.
Trügst den Meistern heute du das Mahl nicht?“

Da dies hört der Brüder alte Mutter,
 Hebt sie schnell von ihrem Sitz empor sich,
 Ruft herbei der Dienerinnen Eine,
 Will das Mahl den Meistern selber bringen;
 Denn nicht leicht vermag dies Gojko's Eh'frau.
 In der Wiege schlummert ihr ein Kindlein,
 Jung noch sehr, kaum einen Monat alt erst.

Also aber spricht die Eh'frau Gojko's:
 „Sitz', o süße, liebe alte Mutter!
 Sitz' und wieg' das Kindlein in der Wiege,
 Selbst den Meistern will das Mahl ich bringen!
 Sünde wär's vor Gott, dem Einzigeinen,
 Schmach jedoch und Schande vor den Menschen,
 Bei drei Schnüren hingehn dich zu lassen!“

Heim denn bleibt die alte Schwiegermutter,
 Wiegt das Knäblein in der goldnen Wiege,
 Und die jüngste von den Frau'n erhebt sich,
 Trägt hinaus das Mittagsmahl den Meistern.

Da sie nah' kommt dem Bojanastrome,
 Und sie nah'n sieht Gojko, der Wojwode,
 Kann der Held des Wehs sich nicht erwehren.
 Leid ist's ihm um seine junge Gattin,
 Leid auch um sein Knäblein in der Wiege,
 Das zurückbleibt, kaum erst einen Mond alt,
 Und vom Antlitz quillen ihm die Thränen.

Da das sieht die zarte junge Eh'frau,
Schreitet süssig sie dem Herrn entgegen,
Schreitet süssig, spricht zu ihm bekümmert:
„Sprich, was ist dir, gütiger Gebieter,
Daß die Thräne dir vom Anlitz quillet?“

Gojko aber schließt in seinen Arm sie,
Küsset sie an ihre weißen Wangen,
Gibt ihr dieses kummervoll zur Antwort:
„Schwer ist dies Geschick, geliebtes Eh'weib!
Einen Apfel hatt' ich, einen goldnen, —
In den Strom ist heut' er mir entsunken!
Ihn beflag' ich, — kann ich ihn verschmerzen?
Denn bei wem soll nun das Knäblein bleiben?
Wer, ach, wer soll sorgsam uns es baden?
Wer, ach, wer die Mutterbrust ihm reichen,
Da, o Weib, dem Tode du geweiht bist?“

Nicht erschrickt ob solchem Wort die Frauen,
Sondern spricht zu ihrem Herrn gelassen:
„Bitte Gott nur, bitte um dein Wohlsein;
Bess're Eh'frau wird er dir bescheren!“

Bitter weh' ist's um das Herz dem Helden.
Noch ein Wort will er zur Eh'frau sprechen —
Doch die Brüder mögen's nicht gestatten,
Fassen an der Hand die junge Eh'frau,
Scheiden sie von Gojko, ihrem Herren . . .
Und sein Anlitz wendet ab der Edle,
Seiner Eh'frau Unglück nicht zu schauen.

Rado drauf, dem Bauvogt, winkt der König,
 Rado winkt den dreimal hundert Meistern;
 In den Burgraum führen sie die Frauen.
 Die doch kann des Lachens kaum sich wehren,
 Kurzweil, meint sie, trieben ihre Schwäger.

Um sie stehn die dreimal hundert Meister,
 Schichten Balk auf Balken, Stein auf Baustein,
 Mauern ein sie bis zum Knie hinanwärts.
 Immer aber lacht die holde Frau noch,
 Meint noch immer, alles dies sei Kurzweil.

Um sie stehn die dreimal hundert Meister,
 Schichten Holz auf Hölzer, Stein auf Steine,
 Mauern ein sie bis hinan zum Gürtel.
 Nun erst rings von Stein beengt und Balken,
 Nun erst merkt den Ernst die Unglücksel'ge,
 Zammert auf gleich einer wilden Schlange,
 Fleht empör zu ihren beiden Schwägern:
 „Wollet nicht, von Gott ihr meine Schwäger,
 Woll't so jung und blühend mich nicht tödten!“

Sie wol fleht. Doch will das Flehn nicht fruchten,
 Denn nicht sehn, nicht hören sie die Schwäger.
 Nicht ertragen kann sie solche Schmähung,
 Fleht also empör zu ihrem edlen Eh'herrn:
 „Gib nicht zu, von Gott du mein Gebieter,
 Daß so jung und blühend sie mich tödten!
 Eile hin zu meiner alten Mutter,
 Goldes noch genug, o Gatte, hat sie,

Einen Knecht, ein Mägdelein euch zu kaufen,
 Das, statt meiner, in den Thurm ihr mauert!“
 Also fleht sie, doch es hilft kein Flehn mehr.

Da dies sieht die unglücksel'ge Frauen,
 Daß kein Flehn und Bitten ihr mehr helfe,
 Kehrt mit Thränen sie sich an den Bauvogt:
 „Nado, übe du denn Bruderliebe!
 Laß' ein Lücklein vor der Brust mir offen,
 Meinem Knäblein, wenn es kommt zur Mutter,
 Daß ich draus die Mutterbrust kann reichen,
 Draus mein Knäblein, wenn es weinet, stillen!“

Gern erweist die Bruderlieb' ihr Nado,
 Läßt ein Lücklein offen vor der Brust ihr,
 Daß das Knäblein, wenn es kommt zur Mutter,
 D'ran die weiße Mutterbrust mag finden.

Also aber fleht noch die Unsel'ge:
 „Nado, üb' um Gott, noch diese Lieb' mir!
 Laß' ein Lücklein frei mir vor den Augen,
 Daß ich schau nach meinen weißen Höfen,
 Wenn sie mir mein kleines Söhnlein bringen;
 Daß ich's schaue, wenn sie heim es tragen!“

Gern gewährt auch diese Lieb' ihr Nado,
 Läßt ein Lücklein frei ihr vor den Augen,
 Daß sie schaun mag nach den weißen Höfen,
 Wenn sie ihr das Knäblein Jowo bringen,
 Schauen, wenn sie wieder heim es tragen.

Also ward sie in den Grund gemauert,
 Und man bracht' das Knäblein in der Wiege,
 Und sie nährt' es einer Woche Dauer.
 Nach der Woche gab sie auf die Seele.
 Ihrem Knäblein aber kam noch Nahrung,
 Kam dorthier noch eines Jahres Zeitlauf.

Also war's und also ist's geblieben,
 Und auch heute quillt hervor dort Nahrung,
 So als Wunder, wie dann als Arznei auch
 Müttern, denen Nahrung nicht gegeben."

Das Lied hat seine Wirkung nicht verfehlt. Mit athemloser Stille hat die gesammte Zuhörerschaft dem Vortrage Panta's gelauscht, und erst allmählig, nachdem er schon lange geendet, wagt man wieder aufzuathmen.

Uns selbst erscheint dieser unheimliche Mensch nunmehr nur noch anziehender. Das Feuer, die Klarheit, mit der er seinen Heldengesang vorgetragen, die Tiefe der Empfindung, die er in den Stellen auszudrücken gewußt, wo Mann und Weib, Mutter und Kind durch ein unerbitliches Geschick von einander gerissen werden, läßt uns erkennen, daß er bei allem seinem grauenhaften Gange, bei all seiner Blutlust,

tieferer, edlerer und menschlicher Empfindungen in einem hohen Grade fähig sei, und daß Das, was ihm diese Fähigkeit bewahrt, nur die Poesie sein könne, die in seinen Heimatsbergen ebenso heimisch ist wie die Blutrache, Mordlust und Grausamkeit. Es kann nicht anders sein: dasselbe Geschick, das diese Leute auf einen wüsten Felsenrücken, in ein Labyrinth unwirthlicher Schluchten hingeworfen, um in ihnen ein Exempel zu statuiren, wie man Jahrhunderte lang unter den unsäglichsten Entbehrungen seine Unabhängigkeit bewahren und den Kampf der Vernichtung gegen den angeerbten Todfeind fortsetzen könne; dasselbe Geschick, das ihnen die ewige Waffe in die Hand gegeben und in ihnen alle Leidenschaften und wilden Züge eines kriegerischen Stammes, dessen oberstes und ewiges Geschäft der Kampf, der Streifzug, der Ueberfall, die Plünderung, die Verwüstung ist, erstehen und mächtig werden ließ; dasselbe Geschick gab ihnen auch die wunderbare Poesie des Heldenthums, um sie vor völliger Verwilderung zu bewahren und ihnen, wenn sie einst ihre kriegerische Sendung vollbracht, die Rückkehr zur Menschlichkeit und zur Civilisation

offen zu erhalten. Ohne sie — was wären alle diese Pantas?

Auch für Anerkennung ist Panta nicht unempfänglich, und da wir nicht umhin können, sein Lied, das, nebenbei gesagt, eines der schönsten aus dem ganzen Schatze südslavischer Poesie ist, zu bewundern, ist er von selbst erbötig, uns auch ein Lied aus der neuern Zeit mitzutheilen, das nämlich, wie Radul Petrowitsch seinen Bruder Batritsch an den Türken rächt.

Es lautet:

Lob sei Gott für jedes große Wunder!

Klagen hör' ich's im bajaner Kreise.
Ist es eine Schlange? Ist's die Wila?
Brach ein Adler sich die mächt'gen Flügel?
Oder liegt im Sterben dort ein Falke?

Keine Schlang' ist's, keine weiße Wila,
Seine Schwingen brach kein mächt'ger Adler,
Und im Sterben lieget auch kein Falke:
Im Gewahr des Ischorowitschen Osman
Wehklagt Batritsch Petrowitsch von Zuse.
Ueberlistet hat der böse Türk' ihn,
Hat ihm Treu' und Bruderthum geschworen,

Ihn gelockt nach seinem weißen Thyrme,
 Nicht, daß er ihn gastlich hier bewirthe,
 Rein, an seinem Elend sich zu weiden,
 Den er warf in graunvoll tiefen Kerker.

Müde nun ist Batritsch seines Elends,
 Und zu Osman spricht er diese Rede:
 „Osman, der du Bruderthum mir zuschworst,
 Thu' an mir, wie Bruderart gebietet!
 Töbte mich mit deines Säbels Schärfe,
 Töbte mich mit deiner Gurtpistole:
 Laß mich sterben nur wie Helden sterben,
 Nicht im Elend schaudervoll verkommen!
 So du aber meine Seele nicht willst,
 Fodre, Osman, fodre für mich Lösgeld!
 Sieben Brüder leben mir im Hause,
 Sieben Flinten bringen sie dir gerne,
 Sieben Spangen von den eignen Schultern.
 Ihre Frauen bringen sieben Schleier,
 Und selbst Pero, der bejahrte Vater,
 Gibt dir gern sein eignes gutes Weißroß,
 Von der Brust die eignen Silberspangen,
 Von dem Arm das eigne grüne Leibchen,
 Und darüber funfzig Roß und Rinder
 Und noch manche Heerde feister Lämmer!
 Müßt' er's sammeln selbst bei den Lateinern,
 Zahlen wird er, was du auch verlangest!“

Doch der Türke achtet seines Eids nicht,
 Martert Batritsch schlimmer als zuvor noch,

Gäufet Noth und Elend auf den Aermsten,
Räht im Elend schmählich ihn verkommen.

Nach Baljula dringt davon die Kunde,
Dringt bis zu des alten Pero Ohren.
Da er's hört, rauft er sein graues Barthaar,
Rollt die Augen in des Schmerzes Unmaß,
Wehklagt — nur um Söhne klagt man also.

Zu ihm spricht der Petrowitsche Radul:
„Nicht so! Nicht doch, du mein greiser Vater!
Ist auch Batritsch dir, der Sohn, verloren,
Sind im Haus genug dir doch geblieben,
Sieben Söhne noch anstatt des Einen.
Ist des Vaters Glück mit diesen Sieben,
Zählt den Bruder theuer uns der Türke!“

Drauf jedoch erwidert dies ihm Pero:
„Schweige — Mädchen, aber nicht mein Sohn du!
Alle Sieben, wenn ihr mir entrisßen,
Und geblieben Batritsch nur, der Säbel,
Alle Sieben rächt' euch er, der Eine!“

Weh' im Herzen thut dies Wort dem Knaben,
Schart um sich denn Freunde eine Handvoll,
Streift mit ihnen durch Gebirg und Hochwald,
Schlägt, was Türk' ist unter den Banjanern.
Dreißig schon erschlug er um den Einen;
Einem aber will er noch begegnen:

Ischorow = Osman, seines Bruders Mörder;
 Und der Eine läßt sich nirgend schauen.

Müd' des langen Harrens sind die Freunde,
 Müd' des Unspähns nach dem türk'schen Feigling.
 Und zu Radul sprechen sie die Worte:
 „Radul Petrowitsch, o Haram = Bascha,
 Abgenutzt sind unsrer Schuhe Sohlen,
 Matt geworden unsre blanken Rohre,
 Wunderbar hast du gerächt den Bruder,
 Schlagst für ihn, den Einen, dreißig Feinde —
 Zeit ist's, daß nach Hause wir uns wenden!“

Radul drauf erwidert ihnen Dieses:
 „Nun denn, Freunde, laßt nach Haus uns kehren!
 Doch so lang' mir Ischorow = Osman übrig,
 Er, der mir den Bruder hat getödtet,
 Wird' ich meine Wunde nicht verschmerzen;
 Wohl erst wird mir, schau' ich ihm ins Auge!“

Ausgesprochen hat er noch dies Wort nicht,
 Sieh, da läßt von fern sich etwas schauen,
 Von Belimnse, der Banjanereb'ne —
 Osman ist's, zu Rosse stolz, der Türke!

Raum erschaut ihn, gleich erkennt ihn Radul,
 Spricht also zu seinen treuen Freunden:
 „Wohl mir, wohl, o Brüder Bernogorzen!
 Seht dort Osman Ischorowitsch, den Mörder,

Der beraubt mich meiner liebsten Augen!
Auf denn, auf! Und laßt uns ihn begrüßen!“

Klug dann auf des Weges beiden Seiten
Stellt er auf die Freunde, je zu zweien,
Hier im Gras, dort im Gebüsch sie bergend.
— Gleich dem Rebhuhn lauern sie verborgen. —
Selber aber stellt er auf den Weg sich,
Mitten auf den Weg, des Türken harrend,
Der heransprengt auf dem braunen Kriegstroß.

Nah heranwärts läßt ihn Radul kommen,
Blickt empor dann aus dem grünen Grase,
— Eine Schlange schnellst so aus dem Rasen —
Faßt des Rosses Zügel mit der einen,
Mit der andern Hand die Brust des Türken,
Reißt zu Boden von des Rosses Höh' ihn.

Raum erkennt der Türke seinen Gegner,
Hebt er so um Gott ihn an zu bitten:
„Schlag', o Giaur, mir nicht mein gutes Haupt ab!
Lösgeld biet' ich! Nimm so viel dir lieb ist!
Brüder leben neun in meinem Thurme,
Bringen gern dir neun geschmückte Flinten,
Spangen neun von ihren eignen Schultern,
Rosse neun mit Sattel und mit Zügel!
Ihre Frauen bringen dir neun Schleier,
Pferd' und Rinder funfzig schönste Paare,
Manche Heerde Lämmer noch darüber
Und an Geld ein Tausend von Dukaten!“

Also aber spricht zu ihm drauf Radul:
 „Tschorow-Osman, Thor, wie sprichst du thöricht!
 Gält' es je kund Batritsch zu erlösen,
 Ihn, den armen Giaur der Bernogora,
 Was, o Thor, als Lösgeld du verlangtest,
 Noch so viel, es wäre doch zu finden:
 Dein Haupt aufzuwiegen — gibt es keines!“
 Reißt das Messer dann vom blanken Gürtel,
 Schwingt's, und Osman's Haupt entsinkt dem Rumpfe.
 Hoch empor dann hält das blut'ge Haupt er:
 „Auf nun, Freunde, laßt nach Haus uns kehren!“

Und von dannen zieht die frohe Tscheta;
 Singend und aus schlanken Röhren feuernd —
 Zieht sie graden Weges gen Saljuta.

Weit entgegen geht dem Sohn der Vater,
 Führt ins Haus ihn, spricht zu ihm die Worte:
 „Wohl nun mir, und dir, mein Söhnlein Radul!
 Da gerächt du mir den Sohn so ruhmvoll,
 Ist's als ob ihn selbst du mir zurückgabst!
 Tritt herein mit deinen wackern Freunden!“

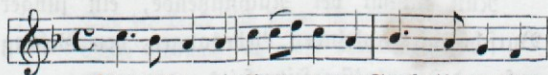
Zwei Lieder sang uns Panta, und eines
 davon — mußte mit einem abgeschnittenen Kopfe
 endigen!

Was in den Augen Panta's sich abspiegelte,
 während er mit innerlicher Befriedigung die

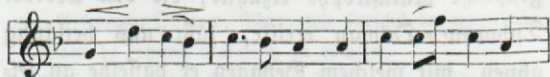
gräßliche Katastrophe erzählte, die den Mörder Eschorow = Osman ereilte, läßt uns beiläufig ahnen, mit welchem Behagen er dasselbe an seinen Feinden vorzunehmen gewohnt sein mag, und wir sind überzeugt, daß er in dem Augenblicke viel darum geben würde, sich an Kadul's Stelle versetzt zu sehen.

Der unheimliche Eindruck bleibt auch nicht aus. Ihn zu mildern schlägt Imriža, nachdem sie dem Sänger im Namen der Gesellschaft gedankt, und dieser sich innerlich vergnügt und sichtlich an allen Nerven zuckend, in einen dunkeln Gang des Gartens zurückgezogen, zum Schlusse ein Rundlied vor, was denn auch freudig angenommen wird.

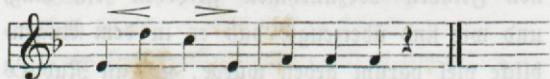
Wieder ertönt die Melodie, welche das Kolo unterbrochen, und so unwiderstehlich zum Gesang eingeladen hatte. Mit ihr kehrt der frühere Frohsinn zurück, und eines der Mädchen nimmt sie auf, indem es die folgenden Worte dazu improvisirt:



„ Sieh dich wo ein Auge ger=ne, Tracht' ihm aus dem

ritardando.

Weg zu gehn; Nicht zu traun ist sol-chem Sterne,

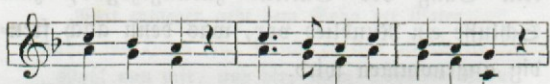


Bald ist's um dein Herz ge = schehn!“

worauf die ganze Gesellschaft mit dem vollstim-
migen Refrain einfällt:



„Mag es wis-sen al = le Welt, was mein Herz ge-



fan = gen hält! Mag es wis-sen al = le Welt,



Was mir gar so wohl ge = fällt!“

Nun nimmt der Nächstzende, ein junger
Bursche mit funkelnden Liebesaugen, den Gesang
auf und improvisirt seinerseits:

„Magst dich wenden, magst dich drehen,
Magst mich meiden, magst mich fliehn;
Soll es um dein Herz geschehen,
Wirst mir's dennoch nicht entziehn!“

Und wieder fällt der ganze Kreis mit dem
Refrain ein:

„Mag es wissen alle Welt,
Was mein Herz gefangen hält;
Mag es wissen alle Welt,
Was mir gar so wohlgefällt!“

Dann kommt die Reihe an seine Nachbarin.
Diese singt:

„Gerne, gern wär' ich dein eigen,
Könnte Alles für dich thun;
Doch dein Mund weiß nicht zu schweigen,
Und dein Auge kann nicht ruhn!“

Darauf der Chor:

„Mag es wissen alle Welt!“ u. s. w.

Darauf wieder ein junger Bursche:

„Liebst du mich, so mußt' nicht bangen,
Daß die Leute dich drum schmähn;
Wüßt' ich auch, ich müßt' drum hangen,
Müßt' dich dennoch täglich sehn!“

Refrain:

„Mag es wissen alle Welt,
Was mein Herz gefangen hält!“ u. s. w.

So geht es von Einem zum Andern in der Runde und Jeder improvisirt, was er eben auf dem Herzen hat und so gut er's kann, und immer fällt der Chor mit dem Refrain ein, und das um so lauter und bezüglichlicher, je beziehungsvoller das Improvisirte sein mochte und je schlagender er auf das Vorgebrachte paßt.

Endlich ist die Reihe an Imriça.

Daß sie nicht ganz unbefangen ist, kann uns, kann wol Niemandem leicht entgehen. Sie sucht ihren Platz zu ändern, um auf eine kluge Art dem Anrechte, das die Gesellschaft an sie hat, zu entgehen. Wir sind überzeugt, daß sie, wenn sie Dies und Jenes eher bedacht haben würde, es unterlassen hätte, einen Rundgesang vorzuschlagen. Nun aber ist es geschehen, und man scheint durchaus nicht gesonnen, ihr ihren Beitrag zu schenken.

Sie weiß auch, daß unter solchen Umständen Niemand leicht zu entkommen vermag, und ver-

sucht das Befürchtete von sich abzulenken, indem sie Folgendes improvisirt:

„Schön'res kann mir Niemand nennen,
Als ein freies, freies Herz;
Mag wol manches Glück nicht kennen,
Aber auch nicht manchen Schmerz!“

Der Refrain, so wenig er auf die vorgebrachten Reime passen mag, bleibt zwar nicht aus, allein — auch nicht die Erwiderung.

Nicht improvisirt, sondern wie verabredet, stimmen Alle wie aus Einem Munde das folgende bekannte Lied an:

„Deine Augen üben Wunder,
Machen Todte auferstehn,
Machen Greise jung und munter,
Lahme tanzen, Blinde sehn.

Thore springen, Mauern sinken;
Aus dem finstern Klosterhaus,
Dich zu schauen, selbst die Mönche
Ziehn in Procession heraus!“

Daß der Refrain:

„Mag es wissen alle Welt,
Was mein Herz gefangen hält!“

auf diese Anspielung mit einem wahrhaft enthusiastischen Jubel einfallen werde, konnten wir wol voraussetzen. Daß Imrixa den Moment benutzte, um im Schutze der Dunkelheit plötzlich unsichtbar zu werden und sich in die Verborgenheit ihrer Kammer zurückzuziehen, erlaubt uns wol den Schluß, daß der theoretische Dekonom von Semlin seine Liebeschlösser nicht in die Wolken gebaut!

Sei den Liebenden das Geschick, sei ihnen der alte Fiskal hold!

XVII.

Von Semlin abwärts. — Donau-Scenerie. — Die Poesie
der Südslaven. — Die Heiligen vergöttert. — Die Wila. —
Die Helden des Untergangs. — Parallelen.

Wir haben dem alten Fiskalen, wir haben der
hübschen Imritza Lebewohl gesagt und sind wie-
der nach Semlin zurückgekehrt, um von da aus
auf der Donau, dem Leitfaden unserer Wande-
rungen, unsere Fahrt stromabwärts fortzusetzen.

Das Dampfboot, an dessen Bord wir uns
befinden, ist zwar von einer nicht unbedeutenden
Anzahl Soldaten aller Waffengattungen besetzt,
die theils mit Depeschen, theils mit Transporten
sich nach den verschiedenen Standpunkten des
Observationscorps zu begeben die Bestimmung
haben; allein von sonstigen Reisenden bemerken

wir nur sehr wenige. Der Grund davon, erfahren wir, sei die Unsicherheit der Donaufahrt unterhalb Orsovas, seit die Russen das linke und die Türken das rechte Ufer der walachischen Donau besetzt hätten, und seit letzterer Zeit vollends die Unmöglichkeit, von dem genannten Orte ab ungefährdet weiter abwärts zu kommen. Kaum habe man den Landungsplatz von Orsova hinter sich, so stoße man schon gegenüber von Adakaleffi (Neu-Orsova) auf die ersten russischen Biquets, und werde man nicht von diesen angehalten, so dürfe man gewiß sein, eine Strecke weiter stromab bei Tschernes festgenommen zu werden. Diese Unsicherheit oder eigentlich Unmöglichkeit die Donau zu befahren, habe weniger in dem Benehmen der Türken als in jenem der Russen ihren Grund. Wäre das rechte Ufer von dem linken überall weit genug entfernt oder wenigstens das Wasser in seiner Nähe überall gut fahrbar, dann könnte man, ohne von den Türken das Mindeste befürchten zu müssen, unbesorgt die ganze Donau hinabfahren. Da man jedoch nirgend im Stande ist, der Schußweite der russischen Geschütze zu entgehen und

sich oft ganze Strecken weit dem linken Ufer nahe halten muß, so ist an eine Fahrt auch nur von wenigen Stunden gar nicht zu denken. Die Dampfbootagentien unterhalb Orsovas hätten daher auch sämmtlich ihre Geschäfte aufgegeben.

Diese Mittheilungen sind wenig geeignet, uns zu befriedigen. Sollten sie sich bewähren, so dürfte ein russischer Vorpostencommandant höchst wahrscheinlich unsern Wanderungen viel früher ein Ziel setzen, als wir dies selbst zu thun im Plane hatten. Das wäre allerdings ein etwas unangenehmer Incidenzfall. Allein wir wollen uns von einer unliebsamen Eventualität den Genuß der Gegenwart nicht trüben und uns wenigstens Das nicht entziehen lassen, was der Augenblick bietet.

Wir setzen uns an den Kiel des Schiffes unter ein schattendes Dach, aus einem Stück Segel improvisirt, welches einer der Schiffsjungen hier zum Trocknen ausgespannt. So vor der Sonne geschützt, die zu einer Zeit, wo in unserer nordischen Heimat vielleicht noch mancher empfindliche Frost die frühlingstlustige Welt überrascht, hier

bereits mit südlicher Glut brennt, lassen wir unsere Blicke in die Landschaft vor uns hinaus= schweifen, durch welche der rasche Kiel dahin= rauscht.

Wieder links unabsehbar weitgedehnte Ebenen, zunächst dem Ufer die fiebererzeugenden Sumpfwüsten des südwestlichen Banats und hinter ihnen die Kornkammern Oestreichs, die fruchtreichen Büden der Theiß und der Temesch bis an die Marosch hinauf. Von einem genug hohen Punkte müßte man von hier aus leicht das ganze Banat und darüber hinaus ganz Mittelungarn bis an die Karpathen hinauf übersehen können. Rechts die dunkelgrünen Berghöhen Serbiens, die Gipfel des Awala=Gebirges, die zerstreuten Hütten der kleinen serbischen Uferdörfer, oft an schroffe Felswände hingelehnt oder hoch oben auf steilen Ranten, daß man fast besorgt ist, es müsse sie der nächste Windstoß in den Grund des Stromes herabfegen. Weiter unten die malerischen Ruinen von Semendria und von da bis über die Mündung der Mlawa hinaus die blühende, liebreiche Ebene von Poscharewas.

Hier erst, im südöstlichen Banate, erreichen

die im Osten Ungarns sich herabziehenden Karpathen die Donau und schließen sie mit den serbischen Waldgebirgen in jenes prachtwoll felsige Strombett ein, das mit seinen wilden und stillen Einsamkeiten nicht nur zu den schönsten Partien der Donau, sondern mit zu den schönsten Punkten Europas gehört. Der Rhein ist schön durch seine Weingebirge, seine Städtebilder, seine Ruinen; die obere Donau durch die lachenden Fluren und Höhen Oberösterreichs; die Strecke bis zum Eisernen Thor, ohne Schlösser und Ruinen, mahnt an die berg- und walddichten Einsamkeiten der nordamerikanischen Ströme und ist schön durch ihre wilde, von Menschenhand noch unberührte Romantik.

Noch klingen uns die Lieder des Gartens von N. . . , noch Panta's tragischer Gesang von der Gründung Skutaris und dem Rachezuge Radul's in den Ohren, und wir können uns nicht erwehren, daß uns die ganze Fülle südslavischer Poesie, mit der wir im Verlaufe der Jahre und zumeist in diesen Gegenden selbst vertraut worden, mit einem male wieder in aller Lebhaftigkeit überkommt und sich uns mit allen ihren wunder-

baren Gestalten und Stoffen in die Erinnerung drängt. Die Gesetze dieser Poesie sind nicht minder wunderbar und eigenthümlich als die des Volks, dessen geistiges Eigenthum sie ist. Aelter als das Christenthum hat sie von der Donau abwärts bis an das Schwarze Meer und über den Balkan hinüber, vom Schwarzen Meere bis an die Ufer des Adriatischen gelebt und ihre Schauplätze gewählt, ohne daß die gebildete Welt von ihr nur irgend eine Kenntniß nahm oder auch nur eine Ahnung hatte, bis ein reisender Abbé des vorigen Jahrhunderts, Fortis, eines ihrer urwüchsigsten Erzeugnisse in den Bergschluchten der Morlachen kennen lernte und es als Curiosum in seiner Reisebeschreibung mittheilte, und zwei deutsche Dichter, Herder und Goethe, zuerst die allgemeine Aufmerksamkeit auf sie hinzuleiten begannen. Und doch ist sie mit dem Leben, mit den Sitten, mit der Weltanschauung, und was noch mehr ist, mit den Gesetzen der südslavischen Volksstämme so einig verwachsen, wie die Poesie keines Volks der Erde mehr. Was wir von ihr kennen, spiegelt die Beziehungen zwischen südslavischem Christenthum und Türkenthum so lebendig,

so klar, so treu ab, daß wir den Verlust ihrer Producte aus jenen frühern Zeiten, wo Südflaventhum und Griechenwelt miteinander in Berührung standen, als einen unerseßlichen, für die Kenntniß damaligen Lebens und damaliger Geschichte unausfüllbaren, erst jetzt schmerzlich empfinden müssen. Ein Volk, das seine Geschichte dem Gedächtnisse in Liedern zu überliefern gewohnt ist und dessen Streiter in den Reihen Philipp's und Alexander's standen, hat gewiß auch von diesen gesungen!

Ist nun auch vom Standpunkte dieser Poesie aus ein Blick in jene frühern Zeiten und leider auch in manche nähern für uns verloren, so wollen wir doch in Augenblicken, wo die beiden Elemente, die den Kern Dessen ausmachen, was uns von ihr überkommen ist, Christenthum und Türkenthum nämlich, gegeneinander in einen Kampf getreten sind, an dessen Resultaten ganz Europa theilhaftig ist, es nicht unterlassen, einen Blick in die nähere Vergangenheit, in die Gegenwart, auf die im Gedichte sich abspiegelnden Beziehungen der streitenden Elemente, vielleicht auch in die Zukunft zu thun. Denn eine ewige Wahrheit ist es, daß

„in Dichterherzen

Vorreifen lang der Völker heil'ge Schmerzen,
Und daß das Lied kein deutungsloser Schemen!“

Wie wir die südslavische Poesie in diesem Augenblicke kennen, ist sie eine vorwiegend epische. Beschauungen der Natur, Versenkungen ins Gefühlleben sind ihr durchaus fremd. Schilderungen von Naturerscheinungen und lange Reflexionen kennt sie nicht. Die Lyrik gedeiht nur unter glücklichen Verhältnissen und im Unglücke nur dort, wo der Geist mehr zur Betrachtung, das Gemüth zur Klage aufgelegt ist, als der Arm zur That. Was aber der Südlave dachte, das wurde in seiner Phantasie von jeher zur Handlung; was er fühlte, das steigerte sich in seinem heißen Blute zur That. Heute noch, wenn er singt, ergeht er sich nicht in Anschauung und Analyse seiner Gefühle, sondern hält sich an etwas Geschehenes oder doch thatsächlich Mögliches, feiert oder verdammt irgend eine That, sucht sich in der Dichtung Ersatz für die traurige und erniedrigende Wirklichkeit, will Staunen erregen, oder auch irgend einen sittlichen Zug in plastischer Verlebendigung vor die Augen führen. Er will,

daß man die Heldenader in ihm erkenne, nicht aber die Thräne des Mitleids, des Bedauerns, der weichlichen Rührung fließen sehen. Selbst seine Liebeslieder — die er übrigens bezeichnend genug: ženske pesme, d. i. Frauenlieder, eigentlich aber weibische Lieder, nennt, und mit denen sich der Sänger nie befaßt, sondern sie den Mädchen und Frauen überläßt, sind durch und durch episch; sie sind nie subjectiv, stets objectiv. Was sich rein Lyrisches darin vorfindet, das ist nachweislich von auswärts hinzugekommen, fremd, aus modernem Einfluß hervorgegangen, namentlich durch italienische und deutsche Berührung entstanden.

Bei einer so entschiedenen, seit wenigstens zwei Jahrtausenden fortgeerbten und fortgeübten Richtung, hat sich denn aus der Fülle epischer Gestaltungen allmählig eine Reihe von Gestalten, eine Art Heroenkreis theils nachweisbaren, theils unnachweisbaren Ursprungs herausgebildet, um welchen sich im Verlaufe der Zeit der gesammte Dichtungsschatz in einer Folge mehr oder minder zusammenhängender Cyklen reihte, von denen immer noch kein einziger als abgeschlossen be-

trachtet werden kann und auch wol nie zum Abschlusse gelangen wird. Denn dieser Heroenkreis ist nicht nur tiefinnerstes Eigenthum des südslavischen Volkes im Allgemeinen, sondern lebt vom Kinde bis zum Greise, vom Sänger des Marktes bis zum Heerführer, der es nicht verschmähet, bei einem Becher Wein dem Guslar die Gusle aus der Hand zu nehmen und seine eigenen Thaten zu singen, in der lebendigsten Vorstellung jedes Einzelnen, ununterbrochen schaffend und fort dichtend.

Jeder Einzelne im Volke trägt diese Gestalten und mit ihnen etwas von einem Poeten in sich, ohne daß es geradezu einzelne Poeten von Fach gäbe. Niemand sinnt für sich auf neue Charaktere, neue Conflictte, neue Lösungen. Der eigentliche Poet ist das ganze Volk, und was der Einzelne thut, ist eben nicht mehr, als daß er für Alle das Wort ergreift, Einen aus dem weiten Heldenkreise herausfat, ihn in diese oder jene Lage versetzt und seiner Natur entsprechend handeln läßt.

Fast jedes Lied, das gesungen wird, ist auf diese Weise nichts Anderes, als eine Art Frag-

ment eines größern epischen Ganzen, das zwar nicht niedergeschrieben ist, nichtsdestoweniger aber in der poetischen Welt des Volks besteht: ein Stück poetischen Selbstbewußtseins, ein Theil Geschichte, Religion, Politik, Ethik des Volks. Bei keinem andern Stamme, dessen Dichtungsweise uns bekannt ist, wiederholt sich diese Erscheinung. Weder irgend ein Volk germanischer, noch romanischer Zunge hat noch heutzutage seinen derartigen Himmel voll Helden, die als scharfumschriebene Einzelgestalten Jedermann bekannt sind, und deren Namen der Sänger nur zu nennen braucht, um gewiß zu sein, daß sich auch der Letzte seiner Zuhörer bereits orientirt habe und ihn verstehen werde. Karl der Große, Friedrich Barbarossa, Sanct Ludwig, Cid Campeador sind vereinzelte Gestalten; und wie sehr man sie als allgemein bekannt voraussetzen kann, so leben sie den Deutschen, Franzosen und Spaniern doch nicht so scharf gezeichnet, so klar vergegenwärtigt fort, wie dem Südslaven sein Duschan, Lazar, Marko.

Dies Bestehen eines stereotypen Heldenkreises hat die südslavische Poesie nur mit der altgriechi-

ischen in so ausgedehntem Maße gemein. Aber wie diese, so hat sie auch ihre Götterwelt, ihren Olymp: Ueberlieferungen vorchristlicher Zeit ins Gewand des Christenthums gehüllt, christliche Heilige mit den Attributen vorchristlicher Götter ausgestattet.

Durch und durch episch konnte sie des wunderthätigen Eingreifens übermenschlicher Wesen nicht entbehren. Da sie aber die Götter der Vorzeit in die neue Lehre nicht hinüberzunehmen wagte, die neue Lehre jedoch nichts bot, was diese Götter zu ersetzen vermochte, so griff sie zu dem merkwürdigen Auskunftsmittel einer Verschmelzung. Hierdurch aber bewahrte sie auch den epischen Charakter, während dieser bei allen andern slavischen Stämmen, die mit den Göttern ihrer Vorzeit vollkommen brachen, ebenso vollkommen abstarb. Wir brauchen, um uns hiervon zu überzeugen, z. B. nur die Producte der heutigen czechischen Volkspoesie mit den wunderbaren Dichtungen der Königinhofer Handschrift zu vergleichen!

Um dieses Auskunftsmittel zu rechtfertigen, mußte Gott selbst die Heiligen zu einer Versamm-

lung in den Himmel berufen, und auf irgend eine Weise die neue christliche Weltordnung mit der alten zu vermitteln suchen. Er kann es nicht zugeben, daß mit der Ausbreitung des Evangeliums die schöne Religion des Liebes verkomme.

Sind versammelt die Apostel Gottes,
Sind versammelt vor des Himmels Thoren.
Vor sie tritt der Donnerer Ilia (Elias),
Und ihn fragt die feurige Maria:
„Sprich, wo warst du, Ilia, mein Bruder?“

„Will dir's sagen, feurige Maria!
Auf der Erde war ich, auf der sünd'gen,
Wo nicht waltet mehr die Sägung Gottes,
Niemand mehr zu Gott fleht, daß er helfe,
Auf die Zeuger nicht mehr hört die Nachkunst
Und der Jüngre nicht mehr auf den Aeltern;
Wo sich Kumen nicht wie Kumen achten,
Mit der Schwäg'rin zuchtlos spricht der Schwager,
Vor Gericht ein Bruder schleift den andern
Und mishandelt schlimmer als ein Türk' selbst;
Wo kein Festtag fromm mehr wird begangen,
Nicht der Kirche heil'ger Dienst geachtet,
Nicht geübt die Liturgie am Sonntag!“

Also spricht er. — Aufsteht die Versammlung,
Theilt vorerst die mannichfachen Güter,

Wie der Herr sie zugewiesen Jedem.
 Pawle, dem Apostel, und Sanct-Peter
 Wird zu Theil der Wein, der goldne Weizen,
 Diesem noch dazu des Himmels Schlüssel.
 Sanct-Ilia nimmt des Himmels Donner
 Und Maria den entflammten Blitzstrahl.
 Sanct-Thomas der Wolken Siegel lassend,
 Nimmt des Herbstes Herrschaft der Erzengel (Michael),
 Sanct-Georg des Lenzes blühnde Fülle,
 Spase Kornblum' und der Ernte Segen,
 Sawa Schnee und Frost und Eis, der Heil'ge,
 Mikolaus die Wässer mit den Furthen,
 Sanct-Iwan Gevatterschaft und Freundschaft
 Und der Engel selige Versammlung,
 Panteleimon aber nimmt die Stürme.

Als die Heil'gen so getheilt die Güter,
 Schlagen sie die Welt mit bittern Plagen.
 Sanct-Ilia schreckt mit seinen Donnern,
 Mit des Blitzes Flammen sie Maria,
 Ob sie also sich zu Gott bekehre.
 Rebelschauer sendet der Erzengel,
 Mikolaus macht unfahrbar die Furthen,
 Pawle der Apostel und Sanct-Peter
 Halten Wein zurück und goldnen Weizen
 Wie des Bodens jegliche Bescherung.
 Seine Sonne läßt drauf Gott erglühn.
 Dreier Jahre Dauer sengt die Sonne,
 Daß den Helden das Gehirn sie ausdort,
 Daß so Stein wie Wiesengrund zerklüften,

Daß Gebirg und Bergeswald veröden,
 Allerorts die schwarze Erde berstet,
 Verstet auf drei Ellen in die Tiefe,
 Mann und Roß zu unerlebter Marter.
 Seinen Schnee dann schickt der heil'ge Sawa;
 Dreier Jahre Dauer weicht der Schnee nicht,
 Bis der Blüten keine mehr geblieben
 Und den Schäfern keines ihrer Schafe,
 Von der Erde alle Bienen flohen
 Und zuletzt in Nacht die ganze Welt sinkt.

u. s. w.

So war der Heiligen-Götterkreis gebildet, dem
 allenfalls einigermaßen die Heiligen-Patronate
 des Katholicismus verwandt sein möchten, der
 aber den Menschen und ihrem Leben und Treiben
 ungleich näher gerückt ist, für und gegen sie theil-
 nimmt, ihnen behülflich oder hinderlich, wohl-
 wollend zugethan oder feindlich gesinnt ist, und
 in der Poesie den übernatürlichen Einfluß, die
 Moral und das Christenthum vertritt. Diese
 Heiligen besuchen den Säemann auf dem Acker,
 schweben in Wolken gehüllt über den Schnittern,
 wenn diese am Sonntag, den Geboten der Kirche
 entgegen, die Frucht des Feldes einsammeln, um
 sie vor den Türken in Sicherheit zu bringen,

und verwenden sich für sie, damit ihnen die Sünde vergeben werde:

„Denn dem Türken kann der Christ nicht trauen,
Ungemäht im Feld die Saat nicht lassen!“

Sie wissen, wo sie das Strafamt zu üben haben; sie beschützen die dem Kreuze Getreuen im Kampfe sowol mit den Ungläubigen, als in den Leiden der Gefangenschaft; sie bestärken sie in ihrer Ausdauer, wenn sie den Versuchungen ausgesetzt sind, das Kreuz gegen den Koran zu vertauschen und erlösen sie aus dergleichen kritischen Lagen durch guten Rath sowol, als durch persönliche Intervention, und entgeht ihnen irgend ein Abtrünniger oder Uebelthäter im Leben, so ereilen sie ihn im Tode, wie wir dies z. B. aus der Legende „Von der sündigen Seele“ ersehen, in welcher wir nebenbei die Heiligen Elias und Nikolaus als eine Art Herren der Unterwelt kennen lernen, und den Glauben an einen Strom, über welchen von diesen Heiligen, die dabei die Stelle Charon's vertreten, die abgeschiedenen Seelen in einem Kahne hinübergeschafft werden, auf christlichen Boden versetzt finden.

Es ist nämlich Sonntag. Sanct-Nikolaus ruht unter einem goldbezweigten und silberbelaubten Delbaum auf einem goldenen, mit Rosen bestreuten Lager. Da tritt zu ihm der Spender des ewigen Friedens, der „Wojewode Elias“, und fodert ihn auf, sich zu erheben, mit ihm die Kähne auszurüsten, zur Oberwelt zu gehen und die Seelen aus jener Welt in diese zu überführen. Sanct-Nikolaus meint zwar, es sei Sonntag, ein Tag, an welchem eigentlich „nur getauft und getraut, das goldene Haar gekämmt und die weiße Wange gepflegt werden solle“, leistet aber, damit die armen Seelen, die sich nach endlicher Ruhe sehnen, nicht gar so lange warten müssen, endlich Folge. Auf der Oberwelt angelangt, nimmt er die Seelen in den Kahn. Nur dreien Seelen verweigert er die Aufnahme unbedingt: einer, die den Frieden der Familie nicht heilig geachtet und den Gevatter vor Gericht gezogen, der andern, die in Zwist und Hader mit den Nachbarn lebte, und der dritten, die durch üble Nachrede den guten Ruf einer Jungfrau untergraben. Man kann sich nicht leicht eine praktischere, reinmenschlichere Moral denken, als die

durch diese Legende sich auszusprechen versucht. Was als die schwerste, unverzeihlichste Sünde hingestellt ist, das ist die Versündigung gegen die heiligsten Güter der Menschheit: Familie, Frieden und Ehre!

Nur eine einzige Gestalt hat sich aus dem Glauben der Vorzeit in die christliche Poesie herübergerettet, frei von aller christlichen That — die Wila, ein lustiges, leidenschaftliches, amazonenartiges Weib, das in Bergwäldern und Felsgebirgen wohnt, den Menschen Haß schwört oder sich mit ihnen verbrüdert, sie warnt oder ins Verderben lockt, mit ihnen ringt oder ihnen im Kampfe ungesehen beisteht, sie krank macht oder heilt, wie sie denn überhaupt als Urheberin von Glück und Unglück, Freude und Leid, Segen und Unsegen, Krankheit und Gebrechen gilt und andererseits die gesammte populäre Medicin vertritt, eine Art Hygea.

Diese Wila ist übrigens sehr patriotisch gesinnt. Droht dem Lande, dem Volke eine große Calamität, Krieg, Verwüstung, Missernte, so hört man sie lange vorher in den Waldgeklüften wehklagen, und wenn sie kann, so wird sie es gewiß

nicht unterlassen, die drohende Gefahr abzuwenden.

Den Türken ist sie eine geschworene Feindin und als solche die besondere Freundin aller Bekämpfer der letztern, insbesondere der Haiduken. Als z. B. einmal der berühmte Haiduk Nowak*) den Kaufmann Manoilo überfiel und von diesem in die Flucht geschlagen wurde, rief er die „Schwester Wila“ zu Hülfe. Alsogleich nahm diese die Gestalt eines schönen Weibes an, umstrickte als solche die Sinne des Kaufmanns und überlieferte ihn „ihrem Bruder, dem Haiduken“. Ein anderes mal, als die Türken unter drei Bezieren gegen Belgrad heranzogen, war sie es wieder, die durch ihren Ruf die nichts Arges ahnenden Bewohner der Stadt vor der drohenden Ueberrumpelung bewahrte.

Auf gleiche Weise sehen wir sie in fast allen Beziehungen des Lebens walten, bei der Geburt, in der Liebe, in der Familie, in der Ehe, bei Gericht und selbst im Tode. So innig ist sie in

*) Näheres über ihn in meinen „Gefängen der Serben“ (Leipzig 1852), Th. 1.

die Weltanschauung verwoben, daß selbst Aelte und Patriarchen, ja sogar die Heiligen es nicht verschmähen, sich trotz ihrer durchaus heidnischen Natur mit ihr zu verbrüdern und sie „Bundeschwester“ zu nennen.

Wie sie lebt und wie sie wohnt, mag uns einigermaßen folgendes, dem Munde des Volkes wörtlich entnommene Lied zeigen:

Ein Berg höher als der andre,
 Doch der höchste ist der Lovtschen;
 Distel nur und Dornen gibt's dort,
 Ew'gen Schnee und ew'ge Fröste,
 Sturm jahraus jahrein und Regen,
 Und die Wilen, die dort wohnen,
 Schwingen drunter ihren Reigen.
 Reitet dort ein Held vorüber,
 Um der Liebe Glück zu werben,
 Und die Wilen schauen ihn,
 Rufen sie ihm zu zur Stelle:
 Kehrt bei uns ein, wahrer Held!
 Sieh, bei uns hier weist dein Glück,
 Hüllt sich ein in Sonnenschein,
 Nährt sich von bleichem Mondenglanz,
 Schmückt sich mit weißem Sternenzang! —

Dieser Heroenkreis, dieses verkörperte Hereinragen des Uebermenschlichen ist übrigens nicht

das Einzige, was die Heldenpoesie des Südslaventhums mit der Heldendichtung der Griechen Verwandtes hat. Eine weitere, fast bis zum Parallelen gesteigerte Verwandtschaft liegt darin, daß es bei jenen, wie bei diesen insbesondere Ein großes Ereigniß, und nach diesem Eine überlebende Person ist, um was sich ein großer Theil der Rhapsodien reiht: der Untergang der serbischen Selbständigkeit in der blutigen Schlacht auf Koffowo (15. Juni 1389) als Ausgang des verzweifelungsvollen Kampfes gegen den weltbedrohenden Islam und nach dieser die Irrfahrten des Königssohnes Marko. Wie Odyssee an Iliade, so schließt sich der Liederkreis von Marko an den von Koffowo an. Als Epigonen der Helden von Koffowo und des abenteuernden Königssohnes treten dann die Kämpfer und Haiduken des 15., 16., 17., 18. und selbst 19. Jahrhunderts hinzu.

Die hervorragendsten unter allen Gestalten des südslavischen Heldenkreises sind unstreitig die der Katastrophe von Koffowo angehörenden, sowie die Lieder, welche die Entwicklung dieses Ereignisses zum Stoffe haben, zu den vollendet-

sten und großartigsten Denkmalen rhapsodischer Volkspoese gehören.

Ein trauriges Verhängniß scheint darin zu walten, daß der Verfall der südslavischen Hauptmacht mit demselben Fürsten beginnt, unter dessen Scepter sie eben erst eine bisher ungekannte Größe erreicht hatte.

Es ist dies Duschan, der vorletzte Herrscher aus dem Stamme der Nemanjitsche, deren Familiengeschichte eine Kette der tragischsten Wechselfälle und schauderhaftesten Gräueltthaten ist. Auch Duschan wird von der Geschichte als ein grausamer, vielfach mit dem Blute seiner Angehörigen befleckter Despot geschildert. Das Volk aber und das Lied will davon nichts wissen. Es geht über die blutigen Spuren, die seine Ferse hinterlassen, schweigend hinweg und sieht in ihm nur den Zaren, dessen persönlicher Muth, dessen tiefe Einsicht und dessen gleich kluge wie feste Hand es verstanden, die Geltung des serbischen Namens vom Adriatischen bis ans Schwarze Meer auszubreiten, die Ordnung im Innern durch Gesetze zu befestigen und den Einfluß des südslavischen Stammes nach außen zu begründen; es erkennt

in ihm den Ersten, der die weltgeschichtliche Sendung der südlichen Slaven in sich aufgenommen, nach welcher sie vor Allen berufen waren, den Boden Europas an dessen zugänglichster Stelle vor dem Andrang eines Elementes zu bewahren, das der Gegner alles christlichen Humanismus, aller fortschreitenden Entwicklung, aller Bildung und Cultur auf diesem Boden zu werden drohte und, wie die Folge gelehrt, theilweise auch wirklich ward. Für die Schatten seines Charakters hat es keine Erinnerung. Es kennt ihn nur als den hochherzigen, mächtigen, weisen, besonnenen und durch und durch tiefchristlichen Herrscher, an dessen Namen sich das unvergeßliche Gedächtniß einstiger Größe und das unvertilgbare Bewußtsein der Sendung, nicht eher zu ruhen, als bis der europäische Boden von jenem feindseligen Elemente wieder gereinigt ist, unzertrennlich festknüpft. Er ist es, dessen Namen zu nennen genügt, um das Volk zu entflammen und fortzureißen. An ihn zu erinnern, hat seit Kara Georg und Milosch Obrenowitsch bis auf Knitschanin, Daniel von Montenegro kein südslavischer Heerführer unterlassen; denn er zündet wie ein Blitz-

strahl jenseit und diesseit der Donau, am Fuße des Balkan wie auf den Höhen um Cetinje.

Diesem Fürsten nun zur Seite stellt das Lied einen Kreis von Persönlichkeiten, in deren wechselseitiger Beziehung das Scheitern der großen Mission des Volks sowol als seiner Fürsten, der Keim der tragischen Katastrophe bereits vorbereitet ist.

Es ist dies ein verhängnißvoller Zug, den wir wie einen rothen Faden durch die Geschichte fast aller slavischen Stämme verfolgen können, daß ihre größten Unternehmungen nicht sowol an äußern Gewalten, als an innern Zerwürfissen scheitern; ihre entwickelungsfähigsten Institutionen nicht sowol an innerer Unhaltbarkeit, als am aufopferungsunfähigen Interesse der Einzelnen zu Grunde gehen; ihre Geschicke nicht sowol durch große, allgemeine Ereignisse, als durch Personen einer unglückseligen Wendung zugeführt werden. Man denke nur an Polen, an Böhmen, an Rußland!

Da ist zuerst der greise Zug Bogdan, ein Vasall von fast unumschränkter Selbständigkeit, der zu Duschan mehr, weil er es so will und

weil er darin die Förderung des Allgemeinen erkennt, zu halten scheint, als weil er es muß. Eine Art Nestor, der Repräsentant bis zur prophetischen Voraussicht gereifter Erfahrung, und mit seinen neun Söhnen und seiner lieblichen Tochter Miliza das Bild patriarchalischer Macht und des Gewichts der Familie durch inniges Zusammenhalten. Er ist, umgeben von seinen Söhnen, beständig um den Fürsten, trägt immer die „altehrwürdigen Bücher“ mit sich, und schlägt in diesen nach, um, wenn es nöthig, Rath zu schaffen oder die Zukunft zu befragen. Der Zar nennt ihn zwar ebenso wie den untersten Knecht „vieran sluga“, seinen treuen Diener; nichtsdestoweniger aber achtet er ihn hoch und fürchtet ihn sogar, theils um seiner Söhne willen, theils weil er „mächtig in Akarnanien“ ist: ein Zug, der einen interessanten Blick in die föderativen Staatenverhältnisse des ehemaligen Südslaventhums thun läßt. Seinem tiefen Blick entgeht das Unheil der Zukunft nicht und er prophezeit es an der Tafel Duschans in verhängnißvollen Worten, nicht ohne in scharfen Zügen auf die Ursachen hinzudeuten, unter deren Ein-

flusse selbst das Größte, das Heiligste unterliegen muß:

„Vor Gerichte hadern Kum mit Kumem (Pathe mit Pathen),
Und im Kampf steht Bruder gegen Bruder!“ *)

Dann sind die drei Brüder Wufaschin, Gofko und Ugljescha, in ihrer Herkunft an einen serbischen Fürsten der neuesten Zeit erinnernd, die der Zar aus Dankbarkeit für das ihm gerettete Leben aus der Hütte des Schweinhirts Merljawa, ihres Vaters, an den Hof gezogen und mit Ländereien und Ehren ausgestattet, und von denen namentlich der Erstere sein Vertrauen, in das er sich durch scheinbare Unterwürfigkeit und List, dabei aber auch durch persönliche Tapferkeit und Heldensinn zu setzen gewußt, in besonderm Grade besitzt, um durch den Mißbrauch desselben den ersten Grund zu jahrhundertelangem Elende zu legen.

Zwei Erscheinungen ganz eigenthümlicher Art

*) Das Lied von Lazar's Brautwerbung in Talvj's „Volkslieder der Serben“, I, 109, und in meinem „Fürst Lazar“, S. 33.

sind Marko und Milosch; ersterer der Sohn des eben erwähnten Wufaschin, eine der merkwürdigsten Kundgebungen poetischer Gestaltungs-gabe, wie wir sie im Volkslied sowol als in der Kunstdichtung nicht leicht wieder antreffen: der Inbegriff der strengen Weltordnung, des unbeugsamen Rechtsinns, gepaart mit allen Auswüchsen von Schroffheit und Verbheit, wie sie dergleichen Persönlichkeiten oft eigen sind, den das Lied dem ränkesüchtigen, ehrgeizigen, herrschgierigen und vor keinem bösen Mittel zurückscheuenden Vater in dem eigenen Sohne entgegenstellt. Unter allen südslavischen Heldengestalten auswärts am meisten bekannt, aber auch am meisten mißverstanden, für einen rohen, leidenschaftlichen, ungezügelten, im Genuß wie in der Rache maßlosen Bramarbas gehalten, ist er in Wirklichkeit die vom dichterischen Sinne des Volks in einen concreten Charakter zusammengefaßte rücksichtslose Strenge und Gerechtigkeitsliebe, gepaart einerseits mit der heiligsten Verehrung für die Bande der Familie und der Freundschaft, andererseits mit aller Rauheit eines Abenteurers, der das Bewußtsein mit sich herumträgt, um der Gerechtig-

feit willen eine Krone ausgeschlagen zu haben, und ausgestattet mit allen Cardinalfehlern seines Stammes; gleichwie sein Busenfreund Milosch, der junge, heitere, lebensfrohe Heerführer, gleich gefeiert als Sänger wie als Held, die verkörperte Poesie des südslavischen Volks selbst ist.

Unscheinbar neben diesen in dem Hintergrund steht die Gestalt Lazar's, eines Menschen von dunkler Herkunft, über dessen Abstammung selbst die Geschichte nichts Näheres weiß, dem jedoch die bedeutendste Rolle in den sich vorbereitenden Ereignissen vorbehalten ist.

Das Volk freilich gibt dem wunderbaren Manne auch eine wunderbare Herkunft und sieht in ihm einen dunkelgeborenen Sohn des Zaren selbst, der, als junger Mensch an den Hof gekommen, hier anfangs die Dienste eines schlichten Dieners versteht, sich jedoch durch frommen Sinn und Klugheit die Gunst des Zaren in so hohem Grade erwirbt, daß dieser nicht ansteht, ihn zu hohen Ehren zu erheben, und der greise Zug, der die künftige Größe des jungen Mannes voraussetzt, ihm seine einzige Tochter Miliza zur Ehe gibt.

So stehen die Personen und die Verhältnisse einander gegenüber, als Duschan's Sterbestunde naht.

Auf dem Sterbebette überträgt der Zar die Vormundschaft über seinen einzigen Sohn und Erben, „das Knäblein Urosch“, das erst vierzig Tage zählt, seinem Günstling Wufaschin, den er früher schon durch den Königstitel vor allen Großen des Reiches ausgezeichnet und in dessen Treue er unbedingten Glauben setzt.

„Dir, Wufaschin, König, werther Kume,
 Dir empfehl' ich meine weiten Reiche,
 Dir die Klöster und die festen Burgen,
 Dir die Völker und die Wosjewoden,
 Dir die Zarin und das Knäblein Urosch.
 In der Wiege liegt das zarte Knäblein,
 Kaum noch zählt es vierzig volle Tage.
 Herrsche du statt seiner sieben Jahre,
 Sieben Jahr in allen meinen Reichen!
 Kommt das achte, nimm sodann die Krone,
 Setz' aufs Haupt sie Urosch meinem Sohne!“

Daß der Regent mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln das große Ziel, das ihn selbst sein ganzes Leben lang beschäftigt und in dessen

Erreichung allein er die hohe Sendung des Südslaventhums sah, die Eroberung Konstantinopels nämlich als des Schlüssels der europäischen Christenheit und des Schutzwalls gegen die eben anstürmenden Türken, weiter verfolgen werde, daran glaubt er nicht erst zweifeln zu dürfen.

Bukaschin jedoch ist durchaus nicht gewillt, sieben Jahre lang die Sorgen der Regierung zu tragen, um dann einem Knaben den Thron einzuräumen. Vielmehr ist er entschlossen, nunmehr selber Herr von Serbien zu bleiben.

Sein erstes Streben geht dahin, den jungen Prinzen durch weibische Erziehung zu verweichlichen, ihn durch üppige Lebensweise regierungsunfähig zu machen. Frühzeitig läßt er seine Sinne durch Liebe bestriicken. Die Politik Duschkan's, an die Stelle des schwachen, widerstandsunfähigen Griechenthums das starke Serbenthum den Türken entgegenzusetzen, verleugnend, verlobt er ihn mit der Tochter des Griechenzaren von Konstantinopel.

Indeß sind Fürsten und Volk dem Usurpator weniger geneigt, als er vielleicht, auf seinen per-

fönlichen Muth bauend, glauben mochte. Bald bilden sich Parteiungen zu seinem Sturze.

Zunächst erheben sich seine eigenen Brüder gegen ihn mit Ansprüchen auf das Reich. Neben diesen, Lazar an der Spitze, bildet sich eine legitimistische Partei zu Gunsten Urosch's, der sich mittlerweile einigermaßen ermannt hat. Vier Heere stehen schon im Felde einander gegenüber, um durch das Schwert zu entscheiden, wem das Reich gehören soll. Da einigt man sich, um Blutvergießen zu verhüten, auf den Vorschlag des Popen Nedelko dahin, Marko, den Sohn Wufaschin's und schriftkundigen Zögling des Popen, der bei Zar Duschan die Dienste eines Geheimschreibers versehen, nach der Wahlstatt zu bescheiden und sich seinem Ausspruche zu fügen.

Marko, der sich von dem Schauplatze eines so unwürdigen Streites fern gehalten, weil ihm sein Rechtlichkeitsgefühl, sowie das Gefühl kindlicher Achtung verbot, gegen seinen Vater die Waffe zu ergreifen, erscheint und entscheidet, unbeeirrt durch die glänzenden Verheißungen, durch welche ihn Vater und Oheime zu gewinnen versuchen, für Urosch. Der unverföhnliche Zorn seines

Vaters, dessen nachgeschleudertem Schwerte er nur durch ein Wunder entgeht, ist sein Lohn dafür und treibt ihn in ein abenteuervolles Irleben hinaus.

Indeß ist es Urosch nicht beschieden, lange zu regieren. Er eilt nach Konstantinopel, die schöne Braut heimzuholen. Auf dem Rückwege ereilt ihn die von Bukaschin gedungene Mörderhand, und wieder ist dieser Herr im Lande.

Mittlerweile hat das türkische Verhängniß bereits europäischen Boden betreten und rückt immer näher auch an die Grenzen des serbischen Reiches heran. Bukaschin zieht gegen die islamitischen Horden zu Felde und findet auf dem Schlachtfelde von Samakow seinen Tod von Feindes Schwert.

Die Lage des Volkes ist eine verzweifelte. Murad sandte ihnen die Unterwerfungsacte und stellt die Wahl zwischen unbedingter Annahme oder einem erbarmungslosen Vernichtungskrieg — eine Art Ultimatum, wie wir es in ganz jüngster Zeit den Nachkommen der damaligen Sieger von einer Macht gestellt sehen, die sich als die Erbin der Mission des damals Besiegten betrachtet.

In diesem Augenblicke sind Aller Augen auf Bazar gerichtet. In ihm erkennt das Volk den Einzigen, der zu retten vermag, wenn Rettung überhaupt noch möglich ist.

Bazar, durch einen Brief, den ihm die Mutter Gottes durch den heiligen Elias schon früher gesandt, auf den Ruf, der ihm werden würde, vorbereitet, nimmt die auf ihn fallende Wahl zum obersten Heerführer an.

Zwischen irdischem Glanze und himmlischer Seligkeit, zwischen dem Reich der Erde und dem Reich des Himmels hatte ihm die Mutter Gottes die freie Wahl gestellt und er hatte sich dem Himmel zugewandt. So wenig es ihn also auch nach irdischer Größe verlangt, so aufopfernd und bereitwillig folgt er dem Zuruf, welchen das ganze Volk an ihn ergehen läßt.

Seine Waffen sind siegreich, das Volk ruft ihn zum Zaren aus. Macht und Glanz umgeben ihn, und es scheint, als könne er das dem Himmel gethane Gelöbniß einen Augenblick darüber vergessen; — denn es bedarf erst der Mahnung seiner frommen Frau, der Zarin Militsa, um ihn zu erinnern, daß irdische Größe ohne

frommer Werke Stiftung nicht Alles sei, und ihn zur Gründung der noch heute in Serbien an den Ufern der Resawa bestehenden Klosters Ravaniza zu bestimmen.

Indeß, da er Aufopferung für den Kreuzesglauben einmal angelobt, soll es ihm nicht erlassen sein, sein Gelübde treulich einzulösen.

In neuen Massen rücken Murad's Heere heran, gewaltig und unaufhaltsam wie das bestegelte Verhängniß.

„Roß an Roß und Held gedrängt an Helden,
Lanz' an Lanz' gleich einem Wald von Stahle,
Fahn' an Fahn' gleich drüberwehnden Wolken,
Zelt an Zelt gleich frisch gefallnem Schnee,
Daß vom Regen, fiel er aus den Himmeln,
Schwerlich wol zur Erde fiel ein Tropfen,
Nur auf Krieger fiel und Kriegesrosse —“

so dicht lassen sie sich auf den Höhen und Ebenen Koffowo's, des Amselfeldes, nieder.

„Nimmer gut thut's, kann auch nimmer gut thun,
Daß die Rajah zwei Gebietern höre,
Bald des Sinen, bald des Andern Seckel
Mit der Steuer schweren Lasten füllend;
Herr sein muß nur Siner, Knecht der Andre!“

Darum soll das Schwert entscheiden, wer von Beiden, Murad oder Lazar, fortan Herr des Reiches sein soll.

Die Anstrengungen, mit denen Fürsten und Völker dem Aufrufe Lazar's unter die Waffen folgen, sind ebenso riesenhaft und oft von Zügen rührendster Hingebung begleitet, als die Begeisterung und Opferseligkeit, mit der sich Alles um die „Kreuzesfahne“ schart, allgemein ist. Doch lastet unverkennbar eine dunkle Ahnung der hereinbrechenden Wendung des Geschickes auf Aller Seele. Die Vorbereitungen zur Schlacht am Vorabende des Wahltages sehen mehr einem Todtenmahle ähnlich, welches Führer und Krieger sich selbst noch bei lebendigem Leibe feiern, als Rüstungen zum Kampfe. Lazar selbst, der unter seinem Zelte den vornehmsten Heerführern ein glänzendes Mahl gibt, erhebt den Becher und läßt Worte fallen, die erkennen lassen, daß er wohl wisse, der morgige Tag werde der letzte Serbiens und seiner Macht sein: denn der Beräther sitze hier mit zu Tische.

Dem ist auch in der That so, nur daß der Fürst, falschen Einflüsterungen Gehör gebend, ihn

in Jemand Anderm erkannt zu haben glaubt, als er hätte sollen.

Die beiden kühnsten und angesehensten, an Gemüth aber ungleichen Helden des Landes, Milosch Obilitsch und Bui Brankowitsch, sind seine Schwiegersöhne, die Männer seiner ebenso ungleichen beiden Töchter Bukosawa und Mara. Gleiches hatte sich zu Gleichem gefunden. Mara, die stolzere und leidenschaftlichere, konnte es nie ertragen, die liebliche und bescheidene Bukosawa an der Seite des Sängers und Helden Milosch allenthalben bevorzugt zu sehen, indeß Brankowitsch, ihr Mann, seines überhebenden Wesens halber wenig Freunde zählte. Milosch und ihre eigene Schwester gedemüthigt zu sehen, war ihr einziges Sinnen.

Dies veranlaßte sie, den Ehrgeiz und die angeborene Herrschsucht ihres Mannes so lange aufzustacheln, bis dieser mit Murad heimlich einen Vertrag abschloß, wonach er am Schlachttage mit seinen Truppen ins türkische Lager übergehen, dadurch den Türken den Sieg zuwenden und zum Lohn dafür mit Serbien belehnt werden sollte.

Lazar hatte hiervon so wenig eine Ahnung, daß sich sein Argwohn vielmehr auf Milosch wandte, auf welchen ihn Brankowitsch klug zu lenken gewußt. Dieser Argwohn erreicht in seinen Augen vollends völlige Gewißheit, als Milosch, der seinen jungen Freund Ivan Kosantschitsch zur Erforschung der feindlichen Stellungen ausgesandt, ihm die wahrhaftigen Berichte desselben verschweigt, und in der wohlgemeinten Absicht, das Heer nicht zu entmuthigen, die Anzahl und Macht des Feindes geringer angibt, als sie wirklich ist.

Bei dem Festmahl am Vorabend der Schlacht bezeichnet der Fürst seinen ihm sonst so treuen Milosch als den Untreuen des künftigen Tages.

„Auf dein Wohl, du ungetreuer Treuer!“

trinkt er ihm den letzten Becher zu;

„Treu — dereinst; zu dieser Stunde — treulos,
Trenlos, der du morgen in der Feldschlacht

Deinen Herrn den Türken wirst verrathen!

Dennoch auf dein Wohl! — — — —“

Milosch, darüber ebenso erstannt als entrüstet, verläßt das Zelt mit dem Schwure, den Fürsten am morgigen Tage eines Bessern belehren zu wollen, und stürzt, bloß mit seinem Schwerte bewaffnet, ins feindliche Lager hinaus. Niemand weiß, was er im Sinne führt.

Der Schlachttag bricht an, die Heere messen sich, beiderseits kämpft man verzweifelt. Schon neigt sich der Sieg auf die Seite der Serben, da erschimmern die Fahnen Brankowitsch's mitten unter den feindlichen Massen, die Serben gerathen in Unordnung und werden aufs Haupt geschlagen. Lazar selbst wird gefangen und vor Murad gebracht.

Doch auch dieser ist indes am Ziele seiner siegenden Laufbahn angelangt. Tollkühn hatte Milosch in der verflossenen Nacht den Weg in sein Zelt zu finden gewußt und das Schwert hier in sein Blut getaucht. Zu Tode verwundet hatte er, auf einem Schilde getragen, die Schlacht befehligt. Sterbend nun sieht er den besiegten Christenfürsten vor sich, spricht mit seinem letzten Lebenshauche über ihn das Todesurtheil aus, und im nächsten Augenblick liegen die Leichen

zweier Fürsten neben einander auf dem blutgetränkten Boden.

Milosch erliegt seinen Verfolgern.

Von dem gesammten christlichen Heere bleibt nur Goluban, Lazar's Diener, übrig, um der rückgebliebenen Zarin und ihren beiden Töchtern die Trauerkunde von dem Untergange des serbischen Reiches zu überbringen, und Marko, um ein abenteuerndes Leben zu führen, den Türken zwar dienstbar, nichtsdestoweniger aber von ihnen gefürchtet und ihr immerwährender Schrecken — ein Bild der südslavischen Stämme unter dem Joche der türkischen Herrschaft.

Die Parallelen zwischen dieser dichterischen Ueberlieferung eines der verhängnißvollsten Abschnitte in der südslavischen Geschichte und den Ereignissen, die sich heute und unter unsern Augen auf demselben Schauplatze entwickeln, auf welchem sich das eben Erzählte zugetragen, liegen nahe genug, als daß es nöthig wäre, erst besonders darauf hinzuweisen. Es ist, als hätte es dem leitenden Geiste der Geschichte gefallen, einmal den vollständigen Revers der Vergangenheit uns als Gegenwart vorzuführen. Fast alle wesent-

lichen Beziehungen sind dieselben wie damals, nur in umgekehrter Richtung; die Vorgänge fast die gleichen, nur daß die Rollen gewechselt sind.

Die Bedrängten von heute sind die Bedrängenden von damals. Wie damals so handelt es sich auch heute nicht nur um sie allein, sondern um ganz Europa, gegen welches sich eine ungeheure Macht heranwälzt, es mit Unterjochung, materieller sowol als geistiger, bedrohend. Wie es damals im Interesse ganz Europas gelegen gewesen wäre, den Bedrängten beizustehen und in ihnen sich selbst vor einem Feinde zu schützen, der es Jahrhunderte lang bedrohte und mit Krieg überzog, so erkennt es Europa heute als in seinem eigenen Interesse gelegen, sich der Bedrängten anzunehmen, um — sich zu schützen. Der einzige Unterschied besteht nur darin, daß die Dränger damals Türken waren und die Bedrängten Christen, während die Bedrängten heute die Türken sind und Christen die Rolle der Bedränger übernommen haben . . . ein launiges Spiel der Geschichte zugleich mit einem seltsamen Walten der Nemesis, das über alle menschliche

Berechnung weit hinausgeht! Läge es im Rathschlusse der Geschichte, die Parallele bis zum Erfolge fortzuführen — was wir nicht hoffen wollen — es wäre eine schmerzliche Vergeltung an der europäischen Welt dafür, daß sie ihre Vorkämpfer damals in einem so ungleichen Kampfe im Stiche gelassen, sie, ohne sich selbst zu nützen, hingeopfert hat!

Und dann die Details! Damals die Khalifen — heute die Romanows; damals Sultan Murad, der für die Lehre des Propheten das Schwert führt; — heute der Selbstherrscher aller Reußen, der das Gleiche für die orthodoxe Kirche thut, wenigstens zu thun vorgibt. Damals Duschan, der mit neuen Organisationsideen umgeht, nach ihm Bufaschin, endlich Lazar mit der niederdrückenden Ahnung des unvermeidlichen Ausgangs im schwerbetäubten Herzen; — heute Selim — Mahmud — Abd-ul-Medschid! Damals Verrath mit den Drängern im Bunde; — heute Aufwiegelung, Empörung — und wer weiß wer und was noch!

Wohin das führen wird? Wenn nicht dahin, daß sich Europa für alle Zeiten der Sinen

wie der Andern entledigt — wer weiß es?
Vielleicht zu einer schweren Buße, die Europa
die Augen darüber erschließen wird, daß man
nicht ungestraft — zwei mal fehlen darf!

XVIII.

Eine Gestalt, die das ganze Volk ist. — Poetisches und Schauerhaftes. — Die Poesie und die Bedeutung der Familie.

Doch kehren wir zu unsern Liedern zurück! — Kein Ereigniß von der Schlacht auf Kossowo bis auf die Befreiung eines Theils der südslavischen Stämme durch den schwarzen Georg war eingreifend genug in die Geschicke dieser Stämme, um ihnen den Mittelpunkt einer neuen, bedeutenden Reihe von Gesängen abzugeben.

Die Jahrhunderte zwischen den beiden genannten Ereignissen sind von Verfolgung, Unterdrückung, tyrannischer Willkür und Barbarei einerseits, andererseits von Glend, Troß, Widerstand, Empörung und Märtyrerthum ausgefüllt.

An die Stelle von Ereignissen von allgemeiner Bedeutung treten die Erlebnisse einzelner Personen: eine Richtung, die schon mit den Liedern von den Irrfahrten und Abenteuern Marko's ihren Anfang nimmt und sich fortlaufend bis auf den heutigen Tag auf die Thaten und Schicksale einzelner mannhafter Bekämpfer des Türkenthums, verwegener Streifzügler, heldenmüthiger und märtyrhafter Priester erstreckt.

Zunächst und unmittelbar aus den Kossowo-Liedern gehen die eben erwähnten Marko-Lieder hervor, fast ebenso wie die Odyssee aus der Ilias, nur daß sie dem ganzen Umfange nach, in welchem wir sie kennen, jedes Zusammenhanges entbehren und eher vereinzelt Romanzen als den Bruchstücken eines größern Epos gleichen.

Wie innig Marko mit der Geschichte des Untergangs der südslavischen Selbständigkeit verwoben ist, ersehen wir aus dem Früheren. Auf eine nähere Charakteristik dieser merkwürdigen, halb historischen, halb mythischen Gestalt einzugehen, glauben wir jedoch hier unterlassen zu dürfen, da wir dies bei Gelegenheit unserer

ersten „Südslavischen Wanderungen“ bereits ausführlich versucht. *)

Bewegt und abenteuerlich wie sein Leben, sind die Lieder von diesem Marko: Schilderungen von Zügen ebenso großer Tapferkeit als Grausamkeit, ebenso großen Edelmuthes als Rachedurstes, ebenso großer Frömmigkeit und Ausdauer als Härte und Unmäßigkeit.

Flüchtig vor seinem Vater irrt er im Lande umher, sich zeitweise bei seinem Freunde Milosch aufhaltend, zeitweise gegen die Türken auf eigene Faust kleine Scharmügel und Zweikämpfe unternehmend. Bei einer solchen Gelegenheit scheint er denn auch in die Gefangenschaft der „Araspen“, wie im Liede die Morgenländer genannt werden, zu gerathen, und selbst eine zeitlang in Kleinafien gefangen gehalten zu werden, bis sich ihm hier die Leidenschaft der Tochter eines arabischen Fürsten zuwendet, welche ihn in Freiheit setzt und mit ihm entflieht, wiewol ihr dies das Leben kostet. Auf Kossowo, wo indessen

*) „Südslavische Wanderungen im Sommer 1850“, 2. Ausg., I, 163—213.

um Sein oder Nichtsein gekämpft wurde, war er deshalb wahrscheinlich nicht zugegen; was das Volk noch jetzt für ein großes Unglück hält. Denn, heißt es, wäre er zugegen gewesen, hätte die Schlacht unmöglich verloren und Serbien nicht zu Grunde gehen können. Erst nach geschlagener Schlacht begegnen wir ihm wieder auf heimatlichem Boden, erst einem Falken, dem während der Schlacht die Flügel zerbrochen worden waren, Hülfe leistend; dann wie er des Vaters Schwert wiederfindet; wie er am Heerwege des Sultans pflügt und darüber mit den Knechten des Sultans in blutigen Streit geräth; ein andermal die Türken während des Ramazan verhöhrend, deshalb vor den Sultan gebracht, von diesem aber, der ihn sehr fürchtet, statt bestraft, mit Gnaden überhäuft. Dann finden wir ihn plötzlich wieder in türkischer Gefangenschaft. Es geht ihm da so elend, daß er fast bis auf Haut und Knochen eingedörret ist. Nägel, Haupt- und Barthaar sind an ihm so verwildert, daß er kaum noch einem Menschen ähnlich sieht. Da erfährt der Sultan große Noth durch den Kessedschi Mussa, einen verwe-

genen, zu bedeutender Macht gelangten Räuber, der alle Brücken, Flüsse und Häfen mit Ketten abgesperrt und sich der dem Sultan gehörigen Zölle bemächtigt hat. Niemand hat den Muth, ihn zu bekämpfen. Da wird denn der fast vergessene Königssohn hervorgeholt und übernimmt es, den Kampf siegreich durchzuführen, wenn er sich nur erst so weit erholt haben würde, daß er im Stande wäre, aus einem Stück trockenen Cornelholzes einen Tropfen Saft herauszupressen; was allerdings den Zeitraum mehrerer Monate erfordert. Hierauf aber tödtet er den Räuber wirklich, nicht ohne in ihm, in dessen Brust er ein doppeltes Herz findet, einen „edlern Helden“ zu beweinen, als er selbst sei, und gelangt neuerdings zu hohem Ansehen.

Wenn ein deutscher Kritiker bei Gelegenheit der Besprechung einer in jeder Beziehung misglückten Bearbeitung der Marko's Lieder aus der Feder des Dichters J. N. Vogl auf Grundlage des ihm vorliegenden Buches den Schluß zieht, Marko's kriegerischen Thaten seien nichts als ein Ausbund von Münchhauseniaden, so geht dies Urtheil ebenso aus der Unverständniß der ganzen

südslavischen Dichtungsform von Seite des Bearbeiters wie des Beurtheilers hervor, wie jenes, das in dem „Vorsichherjagen von dreihundert Türken durch einen Einzigen“ oder in dem „Durchhauen von zwölfen zu vierundzwanzig Hälften“ — Rodomontaden erkennt.

Der südslavischen Poesie wohnt nicht jene Nüchternheit inne, die an dergleichen Dingen Anstoß nehmen könnte. Der Südslave, der dies hört, erkennt darin eben nichts Anderes, als das was es ist, einen bildlichen Ausdruck für ungewöhnlichen Muth, für ungewöhnliche Kraft. Es wird ihm nie einfallen es numerisch wörtlich zunehmen, ebenso wenig wie dies den Griechen bei gewissen homerischen Bildern. Daß feinsühlige Nerven es für baare Münze nehmen und sich dadurch in ihrer Wahrheitsliebe sowol als in ihren ästhetischen Gefühlen verletzt sehen, thut dem Werthe dieser Ausdrucksweise nicht den mindesten Abbruch. Sie ist ja eben keine auf solche Nerven berechnete, sondern für Naturen bestimmt, die, wie man zu sagen pflegt, einen Puff vertragen, und denen umgekehrt die Bilder unserer blassen Mondschein-

poeten ebenso komisch und unnatürlich vorkommen würden. —

Eine organische Einheit übrigens in diese Lieder zu bringen, wie wir es z. B. in der epischen Dichtung „Fürst Lazar“ versuchten, dürfte nicht leicht möglich sein, und schwerlich je mit Erfolg versucht werden. Der Sagen und Lieder von Marko gibt es so viele, und der einzige gemeinsame Faden, der sich durch sie hinzieht, ist eben nur der Held selbst. Nie aber werden diese Lieder verstanden werden können, wenn nicht der Gedanke festgehalten wird, daß Marko der Königssohn, wie er sich in den Gesängen uns darstellt, nichts Anderes als die Verkörperung des Südslaventhums ist, eine Verkörperung, die das dichtende Volk gerade deshalb rückhaltlos mit allen seinen Tugenden und Fehlern ausgestattet hat, wie es sie zum Träger all seiner Geschicke, all seiner Leiden, seiner Bestrebungen und Hoffnungen macht.

Zudem ist der Kreis der Marko-Lieder noch nicht einmal abgeschlossen, ebenso wenig wie das Schicksal des Volks, das er repräsentirt, noch zum Abschlusse gekommen ist. Und will auch

eines der Vieder wissen, daß sich der lebensmüde Held im Waldgebirge Kawa hart am Wege unter einen Baum hingelegt, hier von seinem guten und getreuen Lebensgefährten, dem verständigen Koffe Scharaz (Scheef) Abschied genommen, seine Keule in die Tiefe geworfen, und sich dann in seinen Wolfsspelz gehüllt, um die Augen für ewig zu schließen; so behaupten ihn doch hundert Andere noch lebend und abenteuernd, und erzählen von ihm Dinge, die sich erst vorgestern und gestern zugetragen haben, sowie sie ihn bei keinem, das ganze Volk interessirenden Ereignisse fehlen lassen.

So wurde z. B. vor drei Jahren in der Batschka ein Lied gesungen, worin erzählt wird, wie Marko bei Szent-Tomas, dem bekannten Bollwerke der Serben, mit dem magyarischen Kriegsminister Mészáros einen Zweikampf bestanden habe:

Kühlen Wein trinkt Königssohnlein Marko,
Trinket ihn zu Karlowitz im Schenkhaus,
Trinkt ihn bei der jungen Schenkfin Mara;
Mit ihm trinken dreißig junge Serben.
Da des Weines er sich froh getrunken,

Spricht zu ihm der jungen Serben Einer:
 „Bundesbruder, Königssohnlein Marko,
 Leicht wol ist dir's lichten Wein zu trinken,
 Schwer jedoch ist's uns, den jungen Serben;
 Denn, o sieh, vor Szent-Tomas, der Beste,
 Liegt im Lager Méşáros, der Ungar,
 Liegt daselbst mit dreißigtausend Ungarn,
 Lauter starken kampfgeübten Reitern,
 So viel Reitern und so viel zu Fuße;
 Läßt nicht ab, die Beste zu bestürmen.
 Früh vom Morgen, wenn der Frühstern aufgeht,
 Donnern die Kanonen bis zum Abend,
 Und des Nachts noch manchmal die Gewehre.
 Gibt es keinen Helden, den die Mutter
 Groß gesäugt, die Schwester groß gewiegt,
 Ohne Bieglein, auf dem rechten Arme,
 Der es wagt gen Szent-Tomas zu ziehen,
 Zu bekämpfen Méşáros, den Ungar;
 — Ueber Ungarn waltet dieser mächtig,
 Schafft daselbst den Müttern großes Herzleid,
 Ihre Söhnlein in die Feldschlacht führend —
 Muß erliegen Szent-Tomas, die Beste!“

Da dies Marko hört, erhebt er sich, leert
 noch ein Gefäß, das sieben Okka Wein faßt, auf
 einen Zug, schwingt sich dann auf sein gleich
 ihm unsterbliches Kampfroß, wadet durch die
 Donau, durchfliegt die Batschka und langt vor

Szent=Thomas an. Hier breitet er nun sein Wolfsfell über den Rasen, bohrt seine Lanze in den Boden, fodert Mézáros heraus; kurz, benimmt sich ganz so, wie er sich schon in hundert ähnlichen Fällen benommen und wie es in ebenso vielen Liedern von ihm gesungen wurde. Das Volk hat ihn einmal als den Ausdruck seines eigenen Charakters und als den Repräsentanten seiner eigenen Geschichte hingestellt, und kann sich nicht entschließen, ihn als solchen aufzugeben. Wir sind überzeugt, daß er auch heute wieder irgendwo im Lande gesehen worden ist, sei es nun bei Kalafat, bei Schumla oder am See von Skutari!

Die nächste größere Liedergruppe nach jener von Marko umfaßt die Geschichten der Brüder Jakschitsch. Diese, Demetrius, Bogdan, Stefan und Todor mit Namen, — wenn sie in der That Alle Brüder waren, woran jedoch zu zweifeln mancher Grund vorliegt, — mußten in den ersten Zeiten nach dem Untergange des serbischen Reiches gelebt haben, vielleicht auch Einer oder der Andere von ihnen noch später. Jedenfalls

zählten sie zu den Vornehmsten des Landes, da es eine „Königin von Buda (Ofen)“ nicht unter ihrem Range hielt — wenigstens versichert so das Lied — sich einen von ihnen, Todor nämlich, zum Schwiegersohne zu ersehen.

In Belgrad, wo sie ihren Wohnsitz hatten, zeigte man noch vor kurzem den Thurm Reboischa als den Rest der Kula Zakschitschewa, d. i. des Hauses der Zakschitsche.

Die Lieder, die uns einzelne Momente aus dem Leben dieser Brüder erzählen, müssen wir eines tiefpoetischen Zuges wegen, der in ihnen allen herrscht, zu dem Bedeutendsten zählen, was Volkspoesie irgendwo hervorgebracht hat: es ist dies das Gewicht, das in ihnen allen auf die Heiligkeit und Macht der Liebe im Bereiche der Familie gelegt wird. Wie im ritterlichen Westen die Liebe zu einer Dame ihren Verehrer die verwegensten Abenteuer bestehen läßt; so ist es hier die Liebe der Brüder gegeneinander, die Liebe zur Schwester, die der Schwester zu den Brüdern, die Würde des Familienhauptes, die milde Weisheit der Hausfrau, was gefeiert, der

Gegenſatz von dem Allen, was bitter durch ſich ſelbſt beſtraft wird.

Als einmal Belgrad von den Türken bedroht iſt, und einer dieſer Brüder, Demetrius, vor den Schwertern des Feindes ins Aivalagebirge flüchtet, und ſich da im Gefühle gewonnener Sicherheit an einem Waſſer niederläßt, um auszuraſten, wird ihm das Bewußtſein der vollbrachten Rettung des eigenen Lebens, indeß ſein Bruder vielleicht den feindlichen Waſſen erliegt, ſo unerträglich, daß er ſchmerzüberwältigt ausruft: „Wehe, Demetrius, daß du lieber todt wäreſt! Floheſt du ſchon ins Gebirge, warum dann verließeſt du deinen Bruder?“ Sogleich rafft er ſich empor, und wenn auch in den Straßen der Stadt bereits die Feinde wüthen, es hält ihn das nicht ab, nach Belgrad zurückzukehren. Daß ſein Bruder mittlerweile den Türken in die Hände gefallen, nach Stambul abgeführt worden, und ſich nur nach mannichfachen Leiden und Abenteuern aus peinvoller Gefangenſchaft zu retten vermag, iſt für ihn die bitterſte Buße, die ihm auferlegt werden konnte. —

Wie Brüder in der Liebe zu ihrer Schwester auszubauern vermögen, und welchen Stolz sie darein setzen, ihre Familien von fremden, unreinen Elementen rein zu erhalten, soll uns in einem andern Liede gezeigt werden.

Den Brüdern Demetrius und Bogdan ist ihre Schwester durch Türken entführt worden. Vier Jahre lang suchen sie selbe über der ganzen Erde, bis es endlich Demetrius gelingt, sie als Ehefrau eines Aga wiederzufinden. Die Erkennungsscene ist herzergreifend. Mit Gefahr seines Lebens dringt Demetrius in das Haus des Aga ein, tödtet diesen und befreit seine Schwester. Auch das Araberkind, der Schwester einziges Söhnlein, will er sogleich tödten. „Nicht doch, Bruder“, fällt sie ihm in die Arme; „ist es schwarz auch, so trug ich es ja doch unter meinem Herzen!“ Demetrius läßt für den Augenblick von seinem Vorhaben nach. Auf die Dauer aber kann er den Gedanken nicht ertragen, den Sprossen eines verhassten Mohammedaners in sein Haus aufzunehmen, erfaßt den Knaben, da sie eben über eine Brücke reiten und dieser nicht aufhören will zu schreien, und

schleudert ihn in den Strom hinab. „Schweige, Thörin!“ ruft er die Lautaufjammernde an; „besser werden dich daheim deine Brüder vermählen, und bessere Nachkunft wirst du zur Welt bringen als solche schwarze Brut! Recht aber ist, daß von bösem Stamm kein Splitter und von räudigem Hund kein Junges bleibe!“

Ein solcher Act unerbittlich nachhaltiger Rache ist unbedingt entseßlich, und wir können ihn vom Standpunkte unserer Weltanschauung aus gar nicht fassen; und dennoch liegt Etwas darin, was unsere Sympathie für den scheinbar herzlosen Kindesmörder gefangen nimmt, und das ist einerseits die poetische Gerechtigkeit, andererseits der nationale Schmerz, und endlich die Stärke der Idee der Familie, die er einem Volke gegenüber vertritt, das die Familie mit Füßen tritt, und bei welchem, um der sinnlichen Lust der Vielweiberei desto unbeeinträchtigt zu fröhnen, der Kindesmord in den Harems zur Lebens- und Tagesordnung gehört.

Um so ergreifender ist die rührende Einfachheit, mit welcher wir die Unnatur der Bruder-

feindschaft geschildert und den milden, versöhnlichen Beruf der Hausfrau hervorgehoben finden. Soviel über das Thema feindlicher Brüder gedichtet worden, etwas Schlichteres, Tieferes ist uns noch nicht begegnet.

Schon der Beginn der Erzählung, wie bezeichnend! Der Mond schilt den Morgenstern aus und fragt ihn, was ihm denn so Außerordentliches vorgekommen sei, daß er drei Tage lang seine Pflicht vergaß, zur bestimmten Stunde zu erscheinen? Nun erzählt der Morgenstern das Außerordentliche, wodurch er eine Versäumnis, deren er sich sonst nie schuldig gemacht, entschuldigen zu können meint. Zwei Brüder, Bogdan und Demetrius Jakschitsch, denen Beiden nach dem Tode des Vaters ausgedehnte Ländereien zum Erbtheil geworden, gerathen, nachdem sie sich in dieselben friedlich getheilt, wegen des Rosses und des Falkens ihres Vaters in so bittere Feindschaft, daß Bogdan dem Demetrius nach dem Leben trachtet und seine Ehefrau, während er selbst ausreitet, um zu jagen, beauftragt, ihn zu vergiften, widrigenfalls er nie mehr ins Haus zurückkehren würde.

Lange reitet er durch den Wald; da erblickt er endlich eine goldene Wildente über einem See und läßt seinen Falken nach ihr los. Der Falke, mit der Wildente ringend, zerbricht seinen rechten Flügel und sinkt in den See. Mit Mühe vermag ihn Bogdan, der sich sogleich in die Fluten stürzt und nach ihm schwimmt, zu retten. „Wie ist dir, mein armes Thier, ohne rechten Flügel?“ fragt er nun den Falken. „So wie einem Bruder ohne den andern ist!“ erwidert dieser. Bogdan, sich im Innersten getroffen fühlend, lenkt sogleich um und fliegt so schnell er zu Rosse kann, nach seinen Höfen zurück.

„Was ist's mit meinem Bruder?“ ruft er von ferne schon seiner Ehefrau entgegen: „O, daß du ihn noch nicht vergiftet hättest!“

„Statt ihn zu vergiften, habe ich ihn dir versöhnt, und gern tritt er dir Rosß und Falken ab!“ erwidert die Frau, und der Friede des Hauses ist befestigter denn je.

Dagegen zeigt uns ein anderes Lied, wie tief das Glück der Familie erschüttert werden kann, wenn ein Weib ihren schönen Beruf ver-

gessend, Hader und Feindschaft zwischen Brüdern stiftet. Wir wollen, um ein Beispiel zu geben, wie diese Lieder ihre schönen Stoffe behandeln, dies Lied hier selbst mittheilen. Es lautet:

Kühlen Wein zwei Brüder Jakschitsch trinken,
Jakschitsch Stefan und Dimitar Jakschitsch.

Als sie sich des Weines froh getrunken,
Spricht Dimitar so zu seinem Bruder:
„Komm, mein Bruder! Laß uns gehn und jagen!
Ausgekundschaft in den grünen Wäldern
Hab' ich gestern einen braunen Hirschen!“

Stefan aber dies ihm drauf erwidert:
„Gerne ging ich, Bruder, doch ich kann nicht;
Schweres Weh hält mir das Haupt befangen!“

Und Dimitar macht sich auf zur Stunde,
Ruft die Diener, läßt heraus die Rüden,
Will allein zum Wald hinaus und jagen.

Also aber spricht zu ihm die Eh'frau:
„Solchen Spott, wie kannst du ihn ertragen?
Darum höre, was ich jetzt dir sage:
Scheiden dich von deinem Bruder mußt du!
Thust du's nicht — an einem Seile hangen
Siehst dein Weib du an des Thores Pfosten!“

Zürnend drauf erwidert ihr Dimitar:
 „Schweige, Weib — daß dich das Glück verlasse!
 Sag', mit wem soll dann mein Bruder leben,
 Da er weder Schwester hat noch Mutter
 Und kein Lieb', das seiner liebend pflege?“

Abend aber, als es dunkel worden,
 Und er heimkehrt, müd' des wilden Tagens,
 Spricht er dennoch so zu seinem Bruder:
 „Bruder . . . laß uns theilen . . . laß uns scheiden!“

Auffährt Stefan, schmerzvoll, eine Ratter:
 „Und mit wem dann, Bruder, soll ich leben?“

Doch gesprochen ist's, und nicht zu ändern,
 Und die Brüder gehen hin, und theilen.

Was zuerst sie theilen, sind die Heerden;
 Sich die besten Schafe nimmt Dimitar,
 Seinem Bruder theilt er zu die räud'gen.

Was sodann sie theilen, ist die Baarschaft;
 Sich die Golddukatn nimmt Dimitar,
 Bis zum letzten auch die blanken Thaler,
 Seinem Bruder läßt er nur die Pfenn'ge.

Stefan merkt es, spricht jedoch nur dieses:
 „Nimm's, mein Bruder! Ehrlich sei's das deine!
 Mög's gedeihn dir — Stefan ist kein Mäfler!“

Was zuletzt sie theilen, sind die Waffen;
Sich die neuen, blanken, nimmt Demetrius,
Seinem Bruder theilt er zu die rost'gen.

Doch auch dazu spricht nur Stefan dieses:
„Immer nimm, und ehrlich sei's dein eigen!
Brauch' ich Waffen? Stefan ist kein Schläger!“
Macht sich auf dann, scheidet von dem Bruder. —

Aemfzig seiner Habe waltet Stefan,
Treibt die räud'gen Schafe ins Gebirge
Zu den fetten Triften von Swiesda,
Baut sich eine Hütte im Gebirge,
Wohnt darin neun Jahre, still und einsam,
Und die Heerde mehrt sich ihm da wuchernd. —

Arm indessen ist Dimitar worden,
Sitzt, Gott sandt' es so, in leeren Höfen.

Da spricht also zu ihm seine Gh'frau:
„Solchen Hohn, wie magst du ihn ertragen?
Sprich! Und hast du nichts davon vernommen,
Wie sich wuchernd Stefan's Habe mehre?
Darum höre, was ich jetzt dir sage!
Nimm dein Roß, nimm deine blanken Waffen,
Geh' zu ihm ins Waldgebirg' Swiesda,
Lad' ihn ein, im Wald mit dir zu jagen!
Geh' er mit dir, treibe du das Wild auf,
Treib' ihm zu die Rehe und die Hirsche;
Ihn jedoch, ihn laß das Wild verfolgen,
Kapper. II.

Daß ein Hirsch ins Dickicht ihn verlocke,
 Und derweil du seine Heerden forttreibst
 Uns zu helfen aus dem bittern Glend!“

Wie sie sprach, so thut zur Stell' Dimitar,
 Geht hinaus ins Waldgebirg Swiesda.

Da er nah' kommt Stefan's schlichter Hütte,
 Was vernimmt er? Einer Flöte Töne!
 Stefan bläst ein wohlbekanntes Lied ihm,
 Singt dazu, des Bruders gramvoll denkend.

Vor ihn an die Hütte tritt Dimitar:
 „Kennst du nicht Dimitar, deinen Bruder?“

Auffspringt Stefan, da er dieses höret,
 Schließt ihn in die Arme, küßt sein Antlitz,
 Fragt besorgt nach seinem Wohlbeständen,
 Und beehrt ihn, wie er kann, aufs Beste.

Als darauf die dunkle Nacht entschwunden
 Und der Morgen leuchtend angebrochen,
 Gehn sie in das Waldgebirg und jagen.

Stefan lauscht, Dimitar treibt das Wild auf,
 Treibt nicht lang, und treibt ihm einen Hirsch zu.

Doch mit Stefan ist des Glückes Gnade.
 Rücklings scheut vor ihm das braune Waldwild,
 Setzt um, und wirft sich auf Dimitar,

Spießt ihn auf das zackige Geweihe,
 Bohrt ihm in den Leib die spitzen Nester,
 Schleudert blutend an den fels'gen Grund ihn.

Auffährt Stefan, da er solches siehet,
 — Aus den Wangen floh vor Schreck das Blut ihm —
 Hebt empor ihn auf die starken Schultern,
 Trägt ihn schnell nach seiner schlichten Hütte,
 Reicht ihm Labung, hebt ihn auf sein Roß dann,
 Führt das Roß, treibt mit sich tausend Schafe,
 — Schmerzenstränen nezen ihm das Antlitz —
 Bringt zurück nach seinem weißen Hof ihn.

Aus dem Hofe eilt Dimitar's Eh'frau,
 Gilt, daß den Gebieter sie begrüße.

Da sie aber diesen wund zu Roß sieht,
 Sieht den Schwager, der das Roß am Baum führt,
 Schrei't sie auf, — verhüllt vor Scham ihr Antlitz.

In den Hof trägt Stefan seinen Bruder,
 Gilt ans Meer dann, holt erfahrene Aerzte,
 Weicht vom Bruder nicht, bis er genesen. —

Da Dimitar völlig nun genesen,
 Langt nach seinem Stabe wieder Stefan,
 Will zurück zu seiner schlichten Hütte.

Also aber spricht zu ihm Dimitar:
 „Nicht so, Bruder! Komm, laß uns versöhnt sein!“

Doch sein Weib — das faßt er an den Armen,
 Bohrt ihr aus der Stirn die schwarzen Augen,
 Gibt ihr einen Lannstab in die Hände,
 Heißt sie gehen und ihr Brot erschlehen:
 „Lerne nun, beraubt des Lichts der Augen,
 Lerne, wie sich's lebt beraubt des Bruders!“

Der Zug, mit welchem dies Lied endet, ist, wir können es nicht in Abrede stellen, abermals ein entsetzlicher, allen unsern hergebrachten Begriffen und allen Gefühlen in uns widerstrebend. Die furchtbare Grausamkeit, das schuldige Weib zu blenden, wir hätten sie dem reuigen Dimitar gern erlassen. Es hätte genügt, wenn er seine böse Ehehälfte von Haus und Hof gejagt!

Dennoch behaupten wir, daß das tiefsittliche Princip, welches den Grundgedanken des Liedes bildet, dadurch nicht verdunkelt wird!

Ja, je finsterner und bedauerlicher diese wie manche andere Schattenseiten in der Poesie so- wol wie im Charakter der Südslaven sind, desto lichter tritt neben ihnen eine Reihe von sittlichen Momenten hervor, die um so mehr unsere Anerkennung beanspruchen, mit je wildern,

grauenhaftern, unbändigern Zügen wir sie gepaart finden.

Tiefe, rein menschliche und unter allen Himmelsstrichen und Dogmen sich behauptende Wahrheiten des Gemüthes kommen da oft neben einer (übrigens mehr aus den Verhältnissen hervorgegangenen als ureigenen) Wildheit zur Anschauung; neben Tollkühnheit und Uebermuth oft eine Weisheit, wie sie bei uns, deren Lebensphilosophie das Resultat der mannichfachsten religiösen, politischen und socialen Einflüsse ist, kaum mehr begriffen werden kann, weil eben der Quell, dem sie entspringt, bei uns immer mehr im Versteigen begriffen ist: — die Familie.

Die Rolle, die diese im Leben der Südslaven spielt, ist überhaupt eine bedeutende. Sie ist ihre Religion, sie ist das Grundgesetz ihres sittlichen Verhaltens, der Leitfaden ihres Handelns. Sie hat bei ihnen eine Bedeutung und eine Ausdehnung erlangt, wie vielleicht bei keinem andern Volke auf Erden; in Europa gewiß. Es sind Verhältnisse in sie hineinbezogen, für welche wir nicht einmal Namen kennen, und die bei ihnen, je nach dem Standpunkte, von wel-

chem aus sie betrachtet werden, ihre besondern, stets bezeichnenden Benennungen haben.

Denken wir uns z. B. einen Mann. Zunächst nun hat dieser Vater und Mutter, Brüder und Schwestern. Dann kommen Vaters Brüder und Schwestern, und ebenso der Mutter Geschwister. Alle diese aber haben Söhne und Töchter, und diese wieder Frauen, Männer, Kinder, und diese Frauen und Männer haben Aeltern und Geschwister, und diese Kinder ebenfalls Frauen, Männer und Kinder u. s. w. und allen diesen ist der Mann verwandt, und für alle diese Verwandtschaftsverhältnisse bestehen besondere Namen.

Heirathet nun der Mann, so erhält er einerseits Schwiegervater und Schwiegermutter, dann die Geschwister dieser Beiden mit ihren Familien zu neuen Verwandten, andererseits die Brüder und Schwestern seines Weibes mit ihren Familien, die natürlich in gleicher Weise verzweigt sind, wie seine eigenen.

Und alle diese verschiedenen Verhältnisse von Schwager- und Schwägerinschaft, von Dheim-, Basen-, Neffen- und Nichtenchaft haben für

ihn sowol als für seine Frau, seine Söhne und seine Töchter ihre besondern Namen, und bestehen nicht bloß nominell, sondern haben ihre Rechte, Ansprüche, Verpflichtungen und ihre Heiligkeit.

Alle Functionen, die sich auf die Familie beziehen, werden mit einer Umständlichkeit, einer Fülle von Symbolik, einer Festlichkeit, einer Oeffentlichkeit begangen, welche für sich allein schon hinreichen würde, um den gewichtigen Einfluß erkennen zu lassen, der ihr auf das südslavische Leben eingeräumt ist. Das Ehebündniß z. B., ein Act, den wir immer mehr zu vernüchtern und bis auf den kalten Bogen Papier eines paragraphirten Contractes zu redigiren bemüht sind, den wir mit einer Fahrt in die Kirche, mit einem Gang zum Notar abthun, ist dem echten Südslaven noch ein Inbegriff von hundert kleinen und großen Unerläßlichkeiten, die vorhergehen, gleichzeitig beobachtet werden und nachfolgen müssen, die ihn immer wieder auf die Wichtigkeit des Schrittes zurückführen, und deren jede einzelne ihre poetischen, dem Gemüthe entsprossenen und auf das Gemüth zurückfüh-

renden Beziehungen hat. Das kommt daher, weil die Ehe, als der Grundstein der Familie, noch nicht eine Sache der kaltberechnenden Con-
venienz, der Bequemlichkeit, der Lebensversicherung geworden, sondern das Bündniß Zweier, an das sich zugleich die Verpflichtung zu innigem Zusammenhalt mit so vielen Andern, die Verbrüderung für Wohl und Wehe mit einem Stück Welt für alle Zeiten knüpft.

Als ob jedoch dieser Kreis noch ein zu enger wäre, dehnt der Südslave den Umfang seiner Familie noch weiter aus, indem er auch noch die Freundschaft hineinbezieht. Der Vermittler hierfür ist die Sitte des Wahlgeschwisterthums.

Jeder Südslave kann sich, wen er immer will, zum Bruderbündniß wählen, und der Wahl- oder Bundesbruder, pobratim, oder die Bundeschwester, poseja, liegt fortan seinem Herzen nicht minder nahe als die leiblichen Geschwister, die er zum Unterschiede, rodjen brat, rodjena seja, angeborener Bruder, angeborene Schwester, nennt. Ja sogar die Gatten beider sind ihm Bundeschwäger und Bundeschwägerinnen.

Zwischen ältern Personen und jüngern gestaltet sich das Verhältniß in älterer Weise. Man nennt sich Bundesvater, *pooćim*, Bundesmutter, *pomajka*, Bundessohn, *posinak*, Bundesstochter, *pokćer*. Selbst Leute, die ihm minder nahe stehen oder auch ganz fremd sind, nennt er in der Umgangssprache *brate*, Bruder, *sejko*, Schwester. Der Herr nennt seine Diener *deco* (sprich: *deezo*), Kinder. Alle die verwickelten und zwanzigsilbigen Titulaturen, denen man heutzutage in den sogenannten „höhern“ südslavischen Kreisen begegnet, sind modernen Ursprungs, nach russischem Vorbilde gemodelte Errungenschaften, um welche wir die südslavische Welt nicht beneidenswerth finden.

Dieses Bundesverhältniß schließt, nicht minder als die Blutverwandtschaft, die Verpflichtung zu jedem Beistande, jeder Hülfeleistung, jeder Aufopferung in sich. Es ist so heilig — der heilige Johannes ist der besondere Beschützer desselben und in seinem Namen wird es auch geschlossen — daß es genügt, in der größten Gefahr Jemand damit anzurufen, um seines unbedingten aufopfernden Beistandes gewiß zu

sein. Wen immer, selbst einen ganz Fremden, der Gefährdete anruft: „In Gott und im heiligen Jowan sei mein Bundesbruder!“ der wird, wenn ihm anders noch etwas heilig ist, jede Rücksicht bei Seite setzen, und ihm beispringen. Der Feind selbst, dem man gegenüber steht, läßt auf diesen Zuruf die bereits zum Todesstreich geschwungene Waffe sinken.

Jedoch noch ein drittes Element dient dazu, um den Kreis der Familie zu erweitern: dies ist das Pathenthum, kumstvo, das sich im weitern Sinne selbst auf das Nachbarthum und die Landsmannschaft ausdehnt. Pathe, kum, und Pathin, kumica (sprich: Kumizza), begründen die unverbrüchlichste wechselseitige Hochachtung.

Wie tief nun alle diese Verhältnisse ins Leben eingreifen, läßt sich denken. Der Berwilderung gegenüber sind sie ein wahrer sittenmildernder Hort; dem Feinde gegenüber eine Pthalanx, die durch keine Gewalt zu durchbrechen ist. Wer Einem etwas anthut, der hat es gleich mit Hunderten zu thun!

Uner schöpfl ich überdies ist der Stoff, der aus diesem reichen Familienleben für die Poeste sich

ergibt: Die Liebe des Sohnes zur Mutter, als deren glänzendes Vorbild immer noch Marko's Liebe zu seiner Mutter, der Königin Euphrosine, dasteht; die Liebe der Mutter zu ihren Kindern, für die aus vielen nur das eine Beispiel angeführt sein mag, das zugleich das erste in deutscher Zunge bekannt gewordene südslavische Lied ist: Das Lied von der edlen Frau des Asan-Alga; die Liebe der Schwester zum Bruder, bei welcher zu schwören ihr höchster Eid ist, und umgekehrt des Bruders zur Schwester, deren angeborener Ritter und Beschützer er ist.

Die rührendsten, ergreifendsten, zugleich lieblichsten Gesänge, wahrhafte Perlen der Poesie, bewegen sich in diesen engen Kreisen, von denen unsere immer lockerer werdenden Begriffe von der Familie, trotz Dimitri's unrechtfertigbarer Grausamkeit, sich manches neukräftigende Element aneignen könnten!

XIX.

Dunkle Seiten und ihre Veranlassung. — Das Haidukenthum. — Das Ischetenthum. — Daniel von Montenegro.

Bei einem Volke, wo Geschichte und Chronik so ausschließlich durch die Poesie vertreten wird, wie bei den Südslaven, mußte diese letztere auch mehr als bei andern Völkern den Geschichten desselben nicht nur ihren laufenden Stoff, sondern auch ihren jeweiligen Charakter, ihren Grundton entlehnen, und das Lied für den Erforscher der sittlichen wie der politischen Zustände gleich sehr an Bedeutung gewinnen.

In der That auch sind die auf uns überkommenen Gesänge aus den Jahrhunderten der

Unterdrückung der südslavischen Stämme bereitere und lebendigere Bilder dieser Zustände, als solche je durch Schilderungen und anderweitige Erzählungen erreicht werden könnten.

Wir sehen ein Volk, ausgerüstet mit den herrlichsten Tugenden des Heldenthums und ebenso der schönsten geistigen wie materiellen Blüte fähig, von dem christlichen Europa wie von seinen ohnmächtigen griechischen Nachbarn bloßgestellt, plötzlich von der Höhe freier Selbständigkeit zur Tiefe völlig rechtloser Knechtschaft hinabsinken. Der Grund und Boden, der noch gestern fleißigen Pflüchern angehörte, die Seeküste, an der sich ein ämstiger Handel zu entwickeln begann, wird des Sultans Eigenthum, mit welchem er seine gläubigen Krieger belehnt, die denn auch nicht säumen, die bisherigen Besitzer von Haus und Hof zu jagen und sich in ihrem Besitzthume festzusetzen.

Es bildet sich der Gegensatz zwischen unbeschränkt berechtigten Besitzern und unbeschränkt rechtlosen Vogelfreien — der Rajah — und aus ihm eine unaufzählbare Kette von Gewaltthaten seitens der Ersteren und von Unternehmungen der Abwehr und Rache seitens der Letztern, die uns oft gleichmäßig

mit Mitleid und Empörung wie mit Schauder und Entsetzen erfüllen.

Eine Verwilderung der Sitten und Gemüther greift an den Ufern der Rarenta, Drina, Save und Donau, in den schwarzen Bergen, in der Schumadia und im Balkan um sich, die den daselbst wohnenden Stämmen durch die ganze Welt bald den Ruf der „Wilden Europas“ verschafft.

Das Singen aber vergessen diese Stämme über ihrem Glende nicht, und sie singen heute, was sie gestern vollführten: Streifzüge gegen die Türken, Ueberrumpelungen, Ausplünderungen, Niederbrennen und Ausmezeln türkischer Ortschaften und Schlösser, Entführungen und Befehrungen türkischer Mädchen, Befreiungen eigener Brüder, Söhne, Töchter, Schwestern und Gattinnen aus den Händen wollüstiger Agas, Zweikämpfe mit übermüthigen Paschas, Ausdauer und Verharren beim Christenthum in den verhängnißvollsten Lagen u. s. w. Die Verwilderung und Erbitterung der Gemüther spiegelt sich in den so entstandenen Liedern, erhöht durch den poetischen Schwung und durch

gedrungene Plastik, oft bis zu einem uns, von unserm Standpunkte aus unbegreiflichen Grade von Uebertreibung, Grausamkeit und Verschlagenheit: Züge, die, so wenig wir sie in Schutz zu nehmen gesonnen sein können, uns doch zuletzt durch die Zustände, aus denen sie hervorgegangen, vollkommen erklärbar erscheinen.

Was das Uebertriebene in den Liedern anbelangt, das Ueberschwängliche, das oft Dinge vorbringt, als wären die handelnden Personen lauter kolossale Menschen, lauter Riesen, die Bäume statt Keulen führen, haben wir schon bei Gelegenheit der Marko=Lieder Anlaß genommen, darauf hinzuweisen, daß es für die Augen des Südslaven durchaus nichts so Unnatürliches in sich schließt, als für die unsern. Wenn ein Junak (Held) mit einem Schwertstreiche einen zu Rosse sitzenden Türken mit sammt dem Rosse vom Scheitel ab in zwei gleiche Hälften spaltet, und das Schwert dabei noch ein gutes Stück tief in die Erde eindringt, so ist das allerdings kolossale Uebertreibung. Nicht zu leugnen aber ist, daß sich darin ein starkes Kraftbewußtsein

ausdrückt. Es gehört Kraft dazu, ein solches Bild dichterisch zu entwerfen, Kraft, es sich gefallen zu lassen, d. h. für immerhin möglich zu halten. Vergleichen das Natürliche überschreitende Bilder entworfen der Phantasie eines jeden urkräftigen, ursprünglichen Volks. Man denke nur an die Rebelhelden der Skandinavier, an Herakles, an Theseus, an die Cyclopen, an die Giganten! Was bei den südslavischen Sängern als eine neue und reiche Quelle der Beliebtheit solcher Kraftübertreibungen hinzukommt, ist das natürliche Bestreben, welches der Unterdrückte immer hat, sich über den Unterdrücker zu erheben, und sich und die Seinigen zu ermuntern. Daher kommt es auch, daß der südslavische Sänger die Macht des türkischen Gegners immer möglichst, oft bis ins Fabelhafte erhöht, die eigenen Mittel aber immer möglichst verkleinert, dem Feinde alle möglichen Vortheile der Stellung und Bewaffnung zutheilt, den eigenen Helden dagegen mit allen möglichen Verlegenheiten und Hindernissen überhäuft, damit nur sein Sieg um so wunderbarer, staunenswerther erscheine. Dreihundert Türken müssen oft im

Felbe stehen, um vor einem Stirnrnzeln Mar-
fo's, vor dem Anblicke seiner sich zusammen-
ziehenden Augenbrauen wie Spreu zu zerstäu-
ben. Die Redensart: „malko ga udario (er traf
ihn nur ein wenig, berührte ihn kaum) — und
er sank todt zu Boden“, ist gang und gäbe.
Wer seinen Helden siegen ließe, ohne ihn
erst in die desperateste Situation zu versetzen,
würde sich wenig Beifall zu erwerben im Stande
sein.

Ebenso in den Verhältnissen begründet scheint
uns der Zug von Grausamkeit zu sein, auf
den wir in so vielen spätern Poesien stoßen, und
auf welchen wir schon hinzudeuten Gelegenheit
hatten.

Wo keine Vorstellung, keine Bitte, Gewalt-
thätigkeiten abzuwenden; kein Gesetz vor Willkür
zu schützen vermag; wo der Schrecken der be-
waffneten Hand die einzig mögliche Abwehr ist:
da wird die Waffe hoch angeschlagen, da ge-
winnt die Kraft, der Muth, die Gewalt schon
durch sich selbst eine hohe Bedeutung.

Wenn der Moslim in das Haus des Rajah
einbrechen, ihm die Borrathskammer leeren, die

Heerde aus dem Stalle wegtreiben, Weib und Töchter entführen darf; wenn ein Osmanli, der einem Christen begegnet, diesen mishandeln, ja tödten darf, weil er ihm nicht weit genug aus dem Wege gewichen, ohne daß es ein Gesetz gibt, das da genugthuend einschritte, so bildet sich von selbst die ungefesseltste Selbsthülfe heraus, und das Schrecklichste erscheint nur als exemplarische Vergeltung, als nothgedrungene Repressalie, als statuirtes Exempel, — ein Titel, unter welchem ja selbst in sogenannten Culturstaaten unter unsern Augen und in unserer Mitte Dinge vollzogen worden, die wir auch lieber nicht geschehen wissen möchten. Hat die christliche Duldung hier ein Ende und treten „höhere Rücksichten“ als maßgebend auf, so ermüdet sie unter jenen Verhältnissen um so mehr und hält sich an das alte, zwar schreckliche, aber der sich selbst überlassenen menschlichen Natur vollkommen ureigenthümliche „Zahn um Zahn, Aug' um Aug'!“ Die Nachkommen Platon's und Sokrates', die Helenen und ihre Klephten haben sich um kein haarbreit weniger auf diesen Standpunkt zurückgedrängt

geföhlt, als die Bosniaken, Serbianer und Bulgaren!

Freilich müßte man sich dabei in das unbändige Gefühl der Wonne hinein versetzen können, des gefürchteten Bedrückers einmal habhaft worden zu sein, und die Steigerung aller Leidenschaften, die Gereiztheit aller Geföhle bei einem kriegerischen, von Kindheit auf mit der Waffe in der Hand die öden Felsgeklüfte durchstreifenden, und sich so zu sagen in dem Zustand ewiger Nothwehr befindenden Volks mit in Rechnung bringen, um dies Behagen am Schrecklichen selbst dann noch fassen zu können.

Auch die List, der wir in den Dichtungen so oft als Hebel der Handlung, und im Leben ebenso oft gefeiert als angewandt begegnen, findet in dem Gesagten ihre Erklärung.

Sowenig wie die Blutrache den christlichen Begriffen der Demuth, der Fügung und der im Jenseits waltenden Gerechtigkeit, entspricht die List unserm geläuterten Begriffe vom Edlen. Aber wie jene aus der Ohnmacht der Schutzgesetze, entspringt diese von selbst aus der sich

überlassenen Menschennatur, wo neben der Waffe eben nur der eigene Mutterwitz der Schirm ist, auf den man sich angewiesen sieht. Zuwarten, bis der gerechte Gott im Jenseits seine Unterdrücker vor Gericht zieht und sie bestraft, bis ein Wunder sie ihm vom Halse schafft, das dauert dem hundertfach gedrückten und gehöhnten Rajaren für sein heißes Blut denn doch etwas zu lange. Wollte Europa so lange warten, bis Gott die Türken für die ein halbes Jahrtausend lange Versündigung an der europäischen Cultur und die Russen für ihre neuen Paragraphen im Völkerrechte zur Rechenschaft zieht und ihm beide vom Halse schafft — es müßte bis zum jüngsten Tage warten. Hülfe was hilft! Niemand, selbst der Durchbildetste, wird es verschmähen, wo eben nur seine Faust und sein Witz ihm zu Gebote stehen, wenn ihn z. B. in der Wüste Beduinen überfallen, zu beiden seine Zuflucht zu nehmen, so unchristlich er das Eine und so unedel das Andere auch finden mag. Selbsterhaltung ist die „höhere Rücksicht“, die auch hier als oberstes Gesetz auftritt, und diese ist es, die in den Augen der Rajah den

persönlichen Muth und die List zu hochgefeierten Tugenden gestempelt hat. Auswüchse und Verirrungen — waren sie bei solchen Grundlagen hintanzuhalten?

Dieser Trieb der Selbsterhaltung ist es auch, aus welchem sich allmählig ein eigenthümliches Schutz- und Trugwesen herausgebildet hat, wie wir Aehnliches wol auch anderswo bei unterdrückten kriegerischen Stämmen, z. B. im Kaukasus begegnen: — das Haidukenthum, der verkümmerte Ueberrest des alten südslavischen Heldenthums, das in so vielen Stücken dem ehemaligen Ritterthum des Westens verwandt war.

Alles Land vom Meere bis hinauf über die Donau war im Namen des Propheten in Besitz genommen und nur der Prophetengläubige berechtigt, es im Namen Mohammed's vom Sultan als Lehen zu empfangen. Jenen unter den Südslaven, die um den Preis der Christverleugnung den Fortbesitz nicht erkaufen mochten, blieb nichts Anderes übrig, als den Nacken zu beugen und in den Zustand jammervollster Sklaverei zu versinken, oder mit ihren letzten Kräften, wo und wie immer möglich, einen ununterbrochenen

Rache- und Befreiungskrieg gegen die Unterdrücker zu eröffnen.

Sie wählten das Letztere, und die Fahrlässigkeit des osmanischen Verwaltungswesens wie das unverantwortliche Gebahren des türkischen Satrapenthums förderte sie darin gleichmäßig.

Der Mishandelte oder Ausgeplünderte flieht ins Gebirge, nistet sich hier, allein oder von Gleichgesinnten begleitet, in unzugänglichen Felsgeklüften und an den Ranten unerreichbarer Abhänge — den Klephten Griechenlands gleich — ein, und weicht sein ganzes Leben fortan der Bekämpfung alles Dessen, was Türke oder türkisch ist.

Vor Sturm und Unwetter gewährt ihm ein Dach von etwas Tannenreisig Schutz.

Von hier aus erspäht er nun den Vorüberzug der türkischen Kaufleute, der Steuerfammler des Sultan, des jagenden oder auf Frauenraub ausziehenden Pascha, überfällt die Unvorhergesehenen, nimmt ihnen ihre Güter und schlägt ihnen im Falle der Gegenwehr die Häupter ab, um sie als Trophäen auf Pfähle zu pflanzen

oder den benachbarten Christengemeinden zuzufenden.

Von den abgenommenen Gütern behält er für sich nur wenig oder nichts, höchstens ein prächtiges Kleidungs- oder kostbares Waffenstück, sondern vertheilt sie an die ärmere Rajah, an die Klöster, an seine Freunde in den Thälern.

Dafür braucht er sich aber auch um seinen Lebensunterhalt wenig zu sorgen. Jedermann — von der Rajah nämlich — nimmt ihn gern zu Gast auf, schenkt ihm Fleisch und Wein, und nicht selten tragen die christlichen Bewohner naher Ortschaften ihm den Lebensbedarf selbst ins Gebirge zu.

Um so mehr von den Türken gefürchtet, als er in seinem Bergnest unerreichtbar ist, und im Falle der Verfolgung sich nicht selten die ganze christliche Bevölkerung einer Gegend zu seinem Schutze erhebt, steht er bei der Rajah in hohem Ansehen. Wer irgend glaubt, oder wem wirklich von einem Türken Gewalt und Unrecht geschehen, der braucht nur seine Sache vor ihn zu bringen, und kann der Genugthuung gewiß

sein. Je gefürchteter die Haiduken einer Gegend, desto unbehelligter lebt in derselben die Rajah.

Dafür aber darf auch der Haiduke darauf rechnen, im Winter, wo ihn Schnee und Frost von den Höhen herabtreibt, bei seinen Freunden in der Ebene ein sicheres Obdach zu finden, und jede Verletzung der Gastfreundschaft, die ihm da widerfahren sollte, blutig gerächt zu sehen.

In den ersten Zeiten mehr ein nothgedrungenes Wegelagererthum, sehen wir das Haidukenthum sich bald zu einer hohen Wichtigkeit erheben, und es ist nicht zu leugnen, daß es nicht nur gewiß viel Unheil verhütet und Unbill von der Rajah abgewandt, sondern auch unzweifelhaft dazu beigetragen habe, daß nicht an manchen Orten diese letztere völlig ausgerottet worden.

Je verwegener die Unternehmungen eines Haiduken waren, desto höher stieg sein Ansehen, und die Andern ordneten sich gern unter seinen Befehl. So entstanden die Haidukenhäuptlinge, von harati (heeren, verheeren, Heer?), Haram-

baschi genannt, deren Macht oft so anwuchs, daß es selbst Paschas für klug fanden, mit ihnen auf gutem Fuße zu stehen und sogar persönlich mit ihnen verkehrten. Welche Rolle das Haidukenthum in der serbischen Revolution spielte, ist bekannt. Eine der schönsten und poetischsten Gestalten neben Kara Georg, einer des tapfersten, ausdauerndsten und — was viel ist — zugleich der anspruchlofesten unter den damaligen Kämpen, ist der Haiduke Beliko.

Das Ende eines Haiduken war und ist freilich in der Regel ein trauriges: nämlich Tod unter den grausamsten Martern in den Händen der Türken, wenn er nicht früher so glücklich war, sich von irgend einem Felsabhang zu Tode zu stürzen oder im Kampfe zu fallen. Auch die Gegend, die unter seinem Schutze lange unbehelligt geblieben, sehen wir dann um so furchtbarer heimgesucht, wenn nicht gleich ein ebenso kühner Nachfolger an seine Stelle tritt.

Dieses Haidukenthum, das romantische Element des Südslaventhums, war von jeher und ist noch heute der unerschöpfte und beliebteste

Quell zahlreicher Heldenlieder, durch welche die Thaten der einzelnen Haiduken verherrlicht und die jungen Leute zu ähnlichen Thaten angefeuert werden.

Einer der ältesten und noch jetzt gleichsam das Vorbild aller Haiduken, den wir in den Liedern begegnen, ist Starina Nowak, d. h. Nowak der Alte, der im 15. Jahrhundert gelebt zu haben scheint, und die Landschaften des heutigen Serbien mit seinem Bruder Tatomir und seinem Sohne Grujo, oder wie er im Diminutiv oft genannt wird, Gruiza, an der Spitze einer zahlreichen Truppe einerseits beschirmte, andererseits in Schrecken versetzte. *)

Seiner eigenen Aussage nach hat er sich durch die unersättliche Habgier Terina's (Irene), der Frau des von den Türken eingesetzten Despoten Georg Brankowitsch, eines Nachkommens des berühmten Verräthers auf dem Amselfelde, da-

*) Die sämmtlichen Starina-Nowak-Lieder in meinen „Gesängen der Serben“ I, 83 — 123).

hin gebracht gesehen, dies „halsbrecherische Handwerk“ zu ergreifen.

Als diese nämlich das Schloß von Smederevo (Semendria an der Donau) baute, habe er, wie viele Andere, ihr drei Jahre lang mit eigenem Karren und Zugrind gefrohndet, worüber er denn selbst ein bettelarmer Mann geworden. Endlich habe sie gar drei Litren Gold von Kopf für Kopf zu erheben befohlen, um Fenster und Thüren zu vergolden. Da er das nicht zahlen gekonnt, habe er seine Art über die Schulter genommen und sich nach Bosnien gewandt, um da zu tagelöhnern. Unterwegs sei er einem türkischen Hochzeitszuge begegnet, und von dem jungen Hochzeiter ohne allen Anlaß so arg mishandelt worden, daß ihm, da alles Bitten nichts half, endlich die Geduld riß, und er denselben erschlug.

„Vierzig Jahre sind seitdem verflossen.

Zur Gewohnheit wurden mir die Wälder,

Sind mir lieber als ein eigener Hof nun!

Im Gebirg' nun lagr' ich an den Wegen,

Laure auf im Umkreis den Bewohnern,

Nehm' ihr Gold und nehm' ihr Silber ihnen,

Nehm' auch Zeuge, Stoffe, Sammt und Seide,
 Kleide mich und meine Freunde alle,
 Bin gewandt im Fliehn wie im Verfolgen,
 Fürchte nicht, an schlimmster Stell' zu stehen,
 Scheue Keinen außer Gott dem Sinen!"

So schildert er seine Lebensweise und damit die aller Haiduken.

Was von ihm und seinen Söhnen gesungen wird, sind Züge ebenso staunenerregender Tollkühnheit, muthwilligster List, wie Bilder des kummervollsten, unglücklichsten Nomadenlebens einer geächteten, heimatlosen Familie, ebenso oft durch Humor ergötzlich, wie durch tragische Katastrophen erschütternd.

Die bekanntesten und in zahlreichen Liedern außer ihm gefeierten Haiduken sind: Mihai, früher ein wohlhabender Hirt, nachdem ihn jedoch die Türken aller seiner Heerden beraubt, durch seine Besonnenheit und Kaltblütigkeit das Entsetzen eines weiten Umkreises; der kleine Radivoj, Radoiža genannt, ein ebenso lustiger wie tollkühner Hirkopf; der furchtbare Wischnitsch Jowan; der imponirende aber unglückliche Rado von Sokol; Luka Galowran; Bujadin und seine

Söhne; Mato der Kroate, und Andere, deren abenteuerliches Treiben eine bunte Reihe der verwegensten Wagnisse und ausgesuchtesten Rache- thaten ist, abwechselnd mit Zügen urwüchsiger Ritterlichkeit, Pietät und vollkommener Ehren- haftigkeit. So z. B. läßt sich Mato, in die Gefangenschaft des Beziers Tschuprilitzsch (Köprili) gerathen, der ihn aber, da es ihm mehr um Geld als um den Haiduken zu thun ist, gegen bestimmte Geschenke freigeben will, und unter der Verbürgung des Türken Bakitsch entläßt, damit er die Schätze hole, durch nichts abhal- ten, zurückzukehren, den Bezier zu befriedigen und seinen Bürgen zu belohnen.

Verwandt mit dem Haidukenthum in der Tendenz, wenn auch minder ungerregelt und we- niger an das Nomadenhafte und Wegelagerische desselben streifend, sind die Tscheten, eine Art nothgedrungener Aufgebote und gemeinsamer Streifzüge gegen türkische Personen und Ort- schaften, und durch Verwüstung, Plünderung und Brandschatzung Repressalien zu üben.

Die Hauptheimat dieser Tscheten waren die Gebirge des heutigen Ottoschaner und Likaner

Regiments im kroatischen Militärgrenzlande — die eigentliche Heimat der Morlachen, — Türfisch = Kroatien, das nördliche Dalmatien und Montenegro, wo sie bis in die Gegenwart herauf üblich blieben und der Natur der Sache nach ebenso oft in den kleinen Krieg wie in Raubzüge ausarteten.

Wer eine Tscheta veranstalten will, steckt irgendwo im Gebirge oder im freien Felde an einer bekannten Stelle, auf einem Weideplage oder bei einem Brunnen eine Fahne aus, läßt Freunde und Gesinnungsgenossen mit ihrem Anhang durch Briefe oder Boten besonders dazu einladen, und erwartet dann diese sowie alle Andern, die theilnehmen wollen, zur bestimmten Stunde unter der Fahne. Flintenschüsse, die häufig gewechselt werden, dienen ebenso, um den Ankommenden den Weg zu weisen, als um sich anzumelden und wechselseitig zu begrüßen. Ist man beisammen, so wird erst ein Mahl abgehalten, und dann nicht selten eine Ausmusterung vorgenommen, da sich gewöhnlich nur Leute von bewährter Tapferkeit und sonst ehrenhaftem Rufe — „die Besten aus den Besten“ heißt's

immer in den Liedern — zusammenhalten, Landläufer aber, zweifelhafte Menschen und dergleichen, das Vorhaben nicht ungewiß machen oder, gar in Gefahr bringen sollen in einen gemeinen Diebszug umzuschlagen. Auch Diejenigen scheidet man gern aus, deren Verlust der Familie gar zu empfindlich werden müßte, z. B. einzige Söhne, oder Söhne, die ihre verwitweten Mütter ernähren, Väter zahlreicher noch unerwachsener Kinder, junge Ehemänner u. s. w., schließlich einen Jeden, „der sein Leben theurer als eine Flintenkugel hält“.

Dann ordnet sich die Truppe, wählt ihren Führer, kapetan, und setzt sich in Bewegung.

Mehrer Tagereisen bedarf es oft; die steilsten Bergabhänge müssen überseht werden, ehe man ans Ziel kommt. Und ist der Zug da angelangt, bedarf es erst allen Aufwandes von Muth und List, um sich zu behaupten, den feindlichen Ort zu erstürmen, die Gefangenen heimzubringen u. s. w.

Wochen-, oft monatelang bleibt die Tscheta

aus. Manchmal sogar überkommt sie der Winter, und zwingt sie mitten in den Klüften den günstigen Augenblick für die Rückkehr abzuwarten. Der Kampf ist dann ein dreifacher: mit den Feinden, mit den Wölfen und mit der Noth. Man weiß von Fällen, daß alle Kugeln bereits verschossen waren, und die Tschetniken die Knöpfe von ihren Jacken schnitten, um sich zu behaupten.

Als die berühmtesten Tscheten-Anführer älterer Zeit lernen wir Janko von Cataro und seinen Sohn Stojan Jankowitsch kennen, die zu Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts lebten. Unter ihnen scheint die Tscheta systematisch und in aller Ehrenhaftigkeit bloß in der Absicht geübt worden zu sein, um den Türken Schaden zuzufügen und sie in Respect zu erhalten. Stojan Jankowitsch wurde sogar von der Republik Venedig durch eine goldene Medaille und den anerkannten Titel Capitano dei Morlacchi ausgezeichnet und bezog einen Jahresgehalt von 240 Dukaten. Bei Gelegenheit eines derartigen Streifzuges gerieth er mit seinem gleichberühmten Freunde Ilija Smilja-

nitsch in türkische Gefangenschaft, in welcher ihm nur die Furcht der Türken vor einer beispiellosen Rache von Seite seiner zahlreichen Anhängerschaft das Leben erhielt, und aus welcher zu entkommen ihm erst nach vierzehn Monaten gelang. Auf einem spätern solchen Zuge jedoch kam er um.

Nicht minder berühmt der vielen von ihm angeführten Tscheten wegen ist Iwo, der Kapitän von Zengg, einem kleinen Hafenstädtchen gegenüber der Insel Veglia im Duarnero, der mit dem Pascha von Udbina — im heutigen Likaner = Regimente — in fast immerwährender Fehde lebte, und unter allen Tschetenhäuptlingen vielleicht der besungenste ist. Nach ihm sind die genanntesten Wuk Manduschitsch, Scharitsch Zwian, Komnen der Fahnenträger und Andere.*)

Soviel in den letzten Zeiten, und namentlich von dem verstorbenen Bladyken von Mon-

*) Ueber sie sämmtlich das Bekannte in meinen „Gesängen der Serben“.

tenegro, Peter Petrowitsch Negusch, gethan worden, um das Tschetenthum zu unterdrücken, es hat sich dies nie vollständig erreichen lassen. Wie die polnischen Schlechtizen einst, ohne auf den König zu achten, auf eigene Faust Feldzüge unternahmen, so ließen sich die Montenegriner, der einzige südslavische Stamm, der bis auf die jüngsten Tage herauf sich mit seinen alten Sitten und Einrichtungen erhalten, die Streifzüge nach dem türkischen Nachbargebiete nicht wehren. Die Bedeutung dieser Streifzüge für die Geschicke der südslavischen Völker im Großen zu bewahren, scheint sich der gegenwärtige Fürst dieses Gebirgslandes, Daniel, zur Aufgabe gestellt zu haben. Daß er in seinen Bestrebungen, das türkische Element von europäischem Boden verdrängen zu helfen, der Sympathien Europas gewiß sein darf, davon hatte er Gelegenheit sich gleich nach seinem Regierungsantritte zu überzeugen. Daß aber die Bundesgenossenschaft, unter deren Schild und in deren Gefolge Europa gegenüber zu treten er sich zu gefallen scheint, ihm selbst

wie der Sache der Südslaven diese Sympathien zu entziehen geeignet ist — möge er es nicht so weit treiben, sich auch davon überzeugen zu müssen!

XX.

Orsowa. — Non plus ultra. — Vorläufiger Abschluß.

Wir sind in Orsowa.

Wie man uns auf dem Wege hierher vielfach mitgetheilt und wie wir zuletzt auch selbst darauf gefaßt waren, so finden wir es bestätigt. Mit dem Dampfboote auf keinen Fall, aber auch auf keine andere Weise ist von hier aus an ein Weiterkommen zu denken.

Dieses plötzliche Halt, das aller Communication hier von den Gewalten des Krieges geboten wird, hat in dem kleinen, sonst ziemlich stillen Grenzorte eine kleine Anstauung von Fremden verursacht, die die wenigen hier zu

Gebote stehenden Unterkunftslocale überfüllen und Einer den Andern rathlos, aber auch thatlos anschauen, was denn an diesem äußersten Punkte des europäischen Friedens weiter zu beginnen.

Da gibt es Kornhändler bis von Triest herab, die verzweifelnd die Arme ringen, und nicht wissen, wie es anzufangen, um die aufgekauften Getreidevorräthe, die sie an diesem oder jenem Orte der walachischen Donau liegen haben, zwischen der Scylla Gortschakoff und der Charybdis Dmer = Pascha herauszubekommen. Aus den Verordnungen und Erlassen, die sich auf die Getreideausfuhr beziehen, und die vom bukarester Hauptquartier aus bald gegen die türkische, bald gegen die österreichische Seite zu geschleudert werden, weiß kein Mensch klug zu werden, da sie heute wieder verbieten, was sie gestern gestatteten, und man sich selbst auf Das, was sie momentan zugestehen, sowenig verlassen kann, daß man sich kaum getraut davon Gebrauch zu machen. Das beste Mittel soll noch, wie überhaupt überall, wo russische Justiz und russische Ver-

waltung am Ruder ist, ein vergoldeter Händedruck sein, durch welches probate Mittel es denn auch Manchem schon gelungen, seinen Weizen ins Trockene zu bringen.

Da sitzen Handlungsreisende, die in Bukarest, Galatz, Jbraila und Jassy Geschäfte abzumachen haben, und sehen sich genöthigt, ihre Diäten vor der Hand in nicht eben süßem Nichtsthun zu verzehren.

Da stiefeln Zeitungsberichterstatter und Schriftsteller das einsame Ufer entlang, die den Kriegsschauplatz bereisen sollen und Land und Leute studiren wollen; und während die Einen, um doch etwas zu thun, jedes Lüftchen von Gerücht, das von Osten herüberweht, jede Lippenbewegung, die die Namen Kalafat oder Widdin auszusprechen sich anschickt, einander vorweg abzulauern bemüht sind, um es frischweg der Welt zu berichten, begnügen sich die Andern vorerst damit, schwarzen Kaffee trinken und den Tschibuk rauchen zu lernen, und ihren Filzhut vor allem Andern mit einem rothen Fehs zu vertauschen.

Selbst ein Stückchen Diplomatie hat sich

hier angestedtelt, und zwar in Gestalt eines russischen Consularagenten oder Consularverwesers, oder welchen Titel dieser Herr sonst führen mag, und dessen Bestimmung, wenigstens die ostensible, in frühern Jahren darin bestand, die nach Rußland donauabwärts gehenden Waaren als aus pestfreiem Lande kommend zu bezeichnen. Während er jetzt ein förmliches Paßbureau aufgeschlagen hat, da ohne sein Visa Niemand walachischen Boden betreten darf. Da jedoch dieser Herr in Ertheilung seiner Unterschrift eine außerordentliche Wähligkeit an den Tag legt, so ist durch seine werthe Gegenwart dem Verkehre kein sonderlicher Vorschub geleistet, am wenigsten den armen Reisenden von der Feder, für die er in seinem Bureau in der Regel nicht viel mehr als ein bedauerndes Achselzucken hat.

Der einzige Weg, der unter so bewandten Dingen dem Reisenden offen steht, ist der zu Lande durch Serbien nach der Bulgarei. Selbst für diesen Fall aber sieht er sich an eine vorgeschriebene Route gebunden. Es bleibt ihm nämlich nichts übrig, als nach Uda-Kalesßi hinüber-

zuschiffen, sich hier einem elenden Klepper auf Gnade und Ungnade zu überliefern, und in Begleitung eines „Tataren“ den Weg nach Kladowa und von da über Brza-Palanka nach dem serbischen Kreisorte Negotin einzuschlagen, um sich von da über den Timok nach Widdin zu wenden.

Ob wir uns, lieber Leser, zu dieser Art der Weiterreise entschließen werden, das müssen wir in diesem Augenblicke noch dahin gestellt sein lassen. Wir haben uns einmal die Donau zum Leitfaden unserer Wanderungen vorgezeichnet, und möchten sie nicht gerne, wäre es auch nur streckenweise, verlassen. Vielleicht ist ihre Straße unserer Wanderlagge schon in nächster Zukunft offen, und dann — wohlgemuth weiter! Bis dahin laß uns unsern Ausflug mit dem Eisernen Thore abschließen.

Im Mai 1854.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien und ist
durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

An der Theiss.

Stilleben

von

Friedrich Uhl.

8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Ein geistvoller Kritiker in der augsbürger „Allgemeinen Zeitung“ äußert hierüber: „Uhl, der auch jüngst den Novellenpreis in Wien gewonnen, hat ein ausgezeichnetes Talent der poetischen Situationsmalerei. Er erzählt uns eine Reihe kurzer Geschichten, die er bei einem längern Aufenthalt zu Kanischa an der Theiß theils gehört, theils miterlebt hat. In diesen Geschichten tritt uns eine so lebendige Charakteristik von Volk und Land entgegen, daß sie neben ihrem poetischen Werth auch für den Ethnographen Bedeutung erlangen. Den Leser befällt fast die Sehnsucht, auch einmal sich in diese Schilfwüsten am Theißufer zu verstecken, und allen Räubern und Sumpfsiebern zum Trotz die Romantik dieses amphibischen Lebens zu kosten.“

Unter der Presse befindet sich und erscheint demnächst bei
F. A. Brockhaus in Leipzig:

Essai historique

sur les révolutions et l'indépendance de la Serbie
depuis 1804 jusqu'à nos jours.

Par

le Docteur **Barthélemy-Silvestre Cunibort.**

2 volumes. In-8.

Dieses Werk, dessen Verfasser lange Zeit der vertrauteste Rathgeber des Fürsten **Milosch Obrenowitsch** war, enthält eine lichtvolle Darstellung der politischen Zustände Serbiens unter der Regierung dieses Fürsten, und hellt durch Herbeibringung vieler neuen Thatsachen die Geschichte jenes Zeitraums in vielen Punkten wesentlich auf. Bei der wichtigen Stellung, die Serbien in den gegenwärtigen Verwickelungen im Oriente einnimmt, wird das Werk nicht verfehlen überall Aufsehen zu erregen.

Druck von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.